

RUDOLF JEREMIAS KREUTZ

DIE

KRISE

DES PAZIFISMUS
DES ANTISEMITISMUS
DER IRONIE

140. -

1854

John J. ...

...

...

...

...

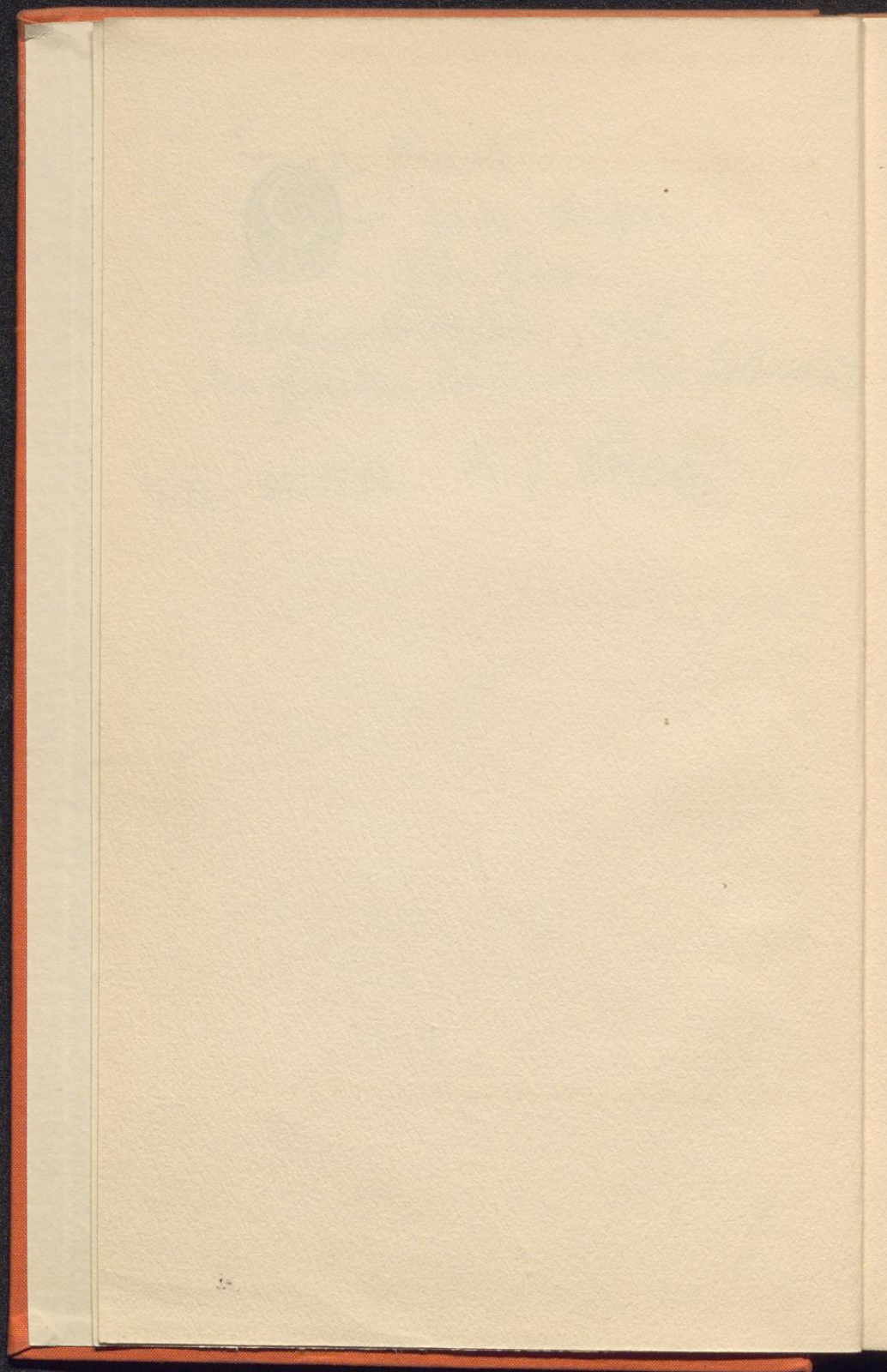
...

Herrn L. Paulsen
mit besten Wünschen
für eine glückliche Reise
Alte Herrschaften sind
den besten Wünschen der Bekannten.

Wien, Mai 1934. A. J. Kuntz



l.
int.



RUDOLF JEREMIAS KREUTZ

DIE KRISE

DES PAZIFISMUS

DES ANTISEMITISMUS

DER IRONIE

SATURN-VERLAG · WIEN-LEIPZIG · 1931

ALLE RECHTE VORBEHALTEN, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG
(PRINTED IN AUSTRIA)

DRUCK: JOSEF SCHWARZ · WIEN IX.

DIE KRISE DER IRONIE

A-129982/2, Ex.



DS-2016-5155

Der liebe Gott, im Austragstüberl naiven Glaubens gleichsam interniert, sieht allerorten das Reich dahinschwenden, an dem er seit Beginn der Zeiten baut: die Menschenheimat im Geiste gläubiger und fröhlicher Einfalt. Er hat wahrhaftig nichts zu lachen, der liebe Gott, in dieser desillusionierten Welt, die sich ihren Stimmungszauber nicht aus der ehrwürdigen Requisitenkammer des Glaubens holt, sondern aus den Riesenmagazinen der Sensationen, aus den Kaufhäusern für Bluff, in denen Stimmungsbehelfe zu „Stille Nacht, heilige Nacht“ ebenso erstklassig zu erstehen sind, wenn Nachfrage nach Kinderland und Naivität herrscht, wie die Orgiastik von Teufelsmessen. Dieses Nebeneinander, an dem wesentlich ist, daß seine Auslagenarrangeure dem lichten Mysterium tiefinnerst ebenso gleichmütig gegenüberstehen, wie dem finsternen, diese herzkalte, aber schauspielersisch überaus „gekonnte“ Gewitztheit um die Hervorbringung von Stimmungsschein, statt Stimmungsinhalt stigmatisiert die Welt von heute. Sie anders zu begreifen, setzt Lüge voraus, die sich so täuschend echt auf Wahrheit schminkt, daß sie die schroffe Diskrepanz zwischen dem Bild der Welt und seiner Augenspiegelung nicht zu erfassen vermag.

Der so spräche, wäre kein Mensch, mit dem sich

normal reden ließe. Ein Außenseiter wäre er, unwert, daß sich die geeichten Autoritäten für Licht und Finsternis mit ihm zünftig befaßten. Seine Paradoxa ließen sich widerlegen, seinen Argumenten fehlt jede Genauigkeit. Er postuliert, aber er beweist nicht. Er setzt stachelige Thesen, aber es fällt ihm nicht ein, die Erscheinungsdinge, in die er seinen Stachel senkt, vorher gründlich nach allen Seiten zu objektivieren. Denn mit den objektivierten Erscheinungsdingen ist es so: Jedes hat einen Blickpunkt, aus dem bewiesen werden kann, daß es gut und nützlich sei. Beweisbar ist alles. Die Vortrefflichkeit des Himmels sowohl, wie die Bekömmlichkeit der Hölle. Krieg und Friede, Ehrlichkeit und ihr Widerpart, der Schwindel, zum Beispiel, sind — rhetorisch gewertet — Themen von hohem, moralischen Gehalt, an denen noch niemals ein brusttiefes Ethos zuschanden wurde. Jenem Menschen aber, den ich eingangs reden ließ, als sei er gar kein gelernter Erdenbewohner, sondern ein reiner, von einem besseren Planeten herabgeschneiderter Tor, jenem Menschen ist es gar nicht darum zu tun, seriöse Überzeugungskräfte, Beweisgründe für seine Behauptungen zu entfesseln. Ihm genügt die Paradoxie der Dinge an sich. Er spricht gleichsam den verbindenden Text zu ihnen, spricht ihn mit der heiteren Gelassenheit eines Individuums aus, das, vor die Wahl gestellt, die krause Tatsachenlogik des Seins zu begrinsen oder zu beweinen, sich zu einer Grimasse entschließt, die sowohl Maske des einen wie des andern ist. Ein unmöglicher Mensch also, nicht ernst zu nehmen, ein Subjekt, das sich

durch die üble Nachrede erhält, die wir ihm schenken.

Sie werden ungefähr erraten haben, wer hinter dieser Silhouette, die keinen Anspruch darauf erhebt, seine Züge erschöpfend wiederzugeben, steckt: Der Clown seriöser Wirklichkeiten, der Entheiliger jeder Heiligkeit, woferne sie ihm den Stempel irdischer, allzu irdischer Konjunkturbe dingtheit trägt, der Skeptiker gegen jede geeichte Autorität, Entsüßer des Lebens mit dem Essig des Spotts, Revolutionär gegen das Pathos der Brusttiefe, das so gerne mit der billigen Gefälligkeit der Phrase prunkt, unerbittlicher, mild höhnischer Neinsager gegen die Gedankenlosigkeit jeglichen opportunistischen Ja. Aufspürer und Entdecker der sublimen Widersprüche, die zwischen dem nackten Wesen der Dinge und ihrem Kostüm bestehen. Unpräziser Synthetiker, dem das Kitzeln der Achillesferse eines Organismus wesentlicher dünkt, als der Organismus selbst. Mit einem Wort: der Ironiker.

Man könnte diesen unangenehmen und im Grunde überflüssigen, weil so gar nicht „aufbauenden“ Herrn einen Kompagnon des Teufels nennen, insoweit nämlich, als dieser bekanntlich ein Meister in der Kunst lustvoller Unlusterzeugung ist. Aber hier muß ich den Ironiker in Schutz nehmen, ein Unterfangen, das mir erlaubt sein möge, weil ja sonst nicht leicht jemand offen für den eintritt, über den man gerne im Geheimen auf Kosten der anderen lacht, ohne ihm aus Solidaritätsgründen die Erweckung dieser Gemeinheit zu verzeihen. Der Teufel und sein Schüler, der Dia-

boliker, frohlockt über die Welt, wie er sie durch sein Spektrum sieht: Böse bis ins Mark. Jede seiner Antithesen bestätigt ihm aufs Neue den programmatischen Leitsatz seiner Aufklärungsarbeiten: Alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht. „Hab' ich doch meine Freude dran!“ — Der Ironiker leidet an der Welt, wie sie nun einmal ist. Er möchte sie von Grund aus besser, reiner, schöner haben. Sein schulfreies, sein unabhängiges Schauen drückt ihm die Waffe des Spotts in die Hand. Die Verzerrungen, die er bewirkt, tun ihm nicht wohl wie dem Diaboliker, sondern wehe. Er ist ein Welt- und Menschenfreund in Opposition. Ein Haßliebender, der die Wunden, die er schlägt, schmerzhaft am eigenen Ich verspürt. Und selbst in seiner bösesten Form, als Satiriker, gewinnt er die Kraft zu seinen unbarmherzigsten Erkenntnissen nicht aus dem teuflischen Behagen am Niederreißen schlechtweg, sondern aus Trauer gleichsam über die Verkümmernng eines allzu heftigen Liebesverlangens, das verdrängt, verkannt, unbedankt, naturnotwendig in sein Gegenteil sich verkehren mußte.

Freilich ist er auch ein unbequemer, ein überwachender Intellektueller, der niemals aus dem opportunistischen Behagen des lebenswürdigen geistigen Faulpelzes alle Viere gerade sein läßt, auch wenn sie krumm sind. Sein gutes Herz hindert ihn nicht, eine skeptische und äußerst rücksichtslose Seele zu haben, wo es gilt, sich vor einer fragwürdigen Unantastbarkeit durch herzhaften Hohn zu schützen. Ja, er rettet sich sogar in ihn, nichts ist ihm tabu. Und gerade dort, wo sich Sitt-

lichkeit besonders bläht, wo Moral überbetont wird, wo Gesinnungstüchtigkeit und Biedersinn aufdringlich triumphieren, dort blitzt das Skalpell seiner Respektlosigkeit, dort schneidet er am schmerzhaftesten in den Schmeer der Bravheit und Tugend. Darum bleibt er stets ein Einsamer, denn der Braven und Gesinnungstüchtigen, der Biederen und Moralindurchsäuererten sind viele. Sie halten alle gegen ihn zusammen, eine breiige Phalanx, unüberwindlich wie Gallert durch die Homogenität der Formlosigkeit. Wenn sie jedoch gegen ihre bessere Überzeugung einmal gar über ihn lachen müssen, weil er einen Nagel auf ihrem Kopf so virtuos eingeschlagen hat, daß ihr Zwerchfell davon schüttelt, so verzeihen sie ihm das niemals. Bis über seinen Tod hinaus werden sie ihm zürnen.

Ich muß diese kleinen, diese pointillistischen Anmerkungen vorausschicken, damit Sie mir williger folgen, wenn ich die stete Krisenhaftigkeit keines Seins und Werdens nicht abstrakt mehr andeuten, sondern an konkreten Beispielen beweisen will.

In concreto: Denken Sie einmal an den Fall Heinrich Heine. Der Dichter des Buches der Lieder war ein guter Deutscher, ja, wenn man seine heimliche Liebe zu den unverlierbaren Werten des Deutschtums recht deutet, ein bester. Freilich kein lesebuchtüchtiger, damals im Vormärz ebenso wenig wie heute. Er hat waldursprüngliche Teutschtümelei grausam verspottet, er hat Formlosigkeit, Grobianismus, hierfreudiges Reckentum verhöhnt. Aus seiner zornigen Liebes-

perspektive schien ihm, dem in Geschmacksdingen gallisch orientierten, westlichen Europäer, die hanebüchene Kraftmeierei eines Jahn, die verschwitzte Teutomanie eines Maßmann, und wie sie alle hießen, unsäglich lächerlich. Und weil er ein großer Dichter war, hat er es vermocht, dieses unter der Hut von sechsunddreißig Monarchen bettschwer schnarchende Deutschland mit all seinen Recken unsterblich zu machen. Im Pasquill, im satirischen Gedicht, im Versepos. Ein heimliches Lachen, im Geheimen für den zeugend, der es entfesselte, ging damals durch Deutschland. Auch mancher der Betroffenen mochte mitlachen oder wenigstens so tun. Aber sie vergassen es ihm nicht, sie vergassen niemals, daß er heilige „Belange“ besudelt und das Recht des Spießers auf Untertanengerührtheit frei geistig verletzt hatte. Sie lachten, aber sie ballten die Fäuste gegen ihn. Und es kam ihnen zupaf, daß er überdies ein Jude war. Achtung durch alle „wahrhaft Gutgesinnten“ verfolgte ihn bis ins Grab auf dem fernen welschen Friedhof. Nichts nützte es ihm, daß einige seiner schönsten Gedichte den Schatz des deutschen Volkliedes bereichert hatten. Die Solidarität der Verspotteten hielt fast ein Jahrhundert gegen ihn zusammen. Sein Gebein war längst zerfallen, sein Name prangte, dem Parteigetriebe entrissen, in der Ehrenhalle der zeitlos gültigen Namen, da haben die Nachfahren der Maßmann und Jahn es zu verhindern gewußt, daß ihm seine Vaterstadt Hamburg ein Denkmal setzte. Von Memel bis zum Bodensee bleibt er als Kränker Deutschlands öffentlich verfeimt. Und ist es auch heute noch.

Wir sehen, mit der Tugend des christlichen Vergebens und Vergessens ist es auch unter völkischen Umständen nicht weit her. Und die alttestamentarische Inbrunst des Hasses ist keineswegs ein Privileg jenes harten Gottes, dem sie die Hakenkreuzler gerne zuschreiben. Wäre Heinrich Heine als Ironiker ein Opportunist gewesen, ein feiler und gefügiger Witzling zur höheren Ehre jener Größen, die just zeitgefällig, also zeitbeliebt waren, er hätte heute eine kompakte, lebendig für ihn zeugende Vereinsbrüdergemeinde. Und sein Bild in Erz oder Marmor wäre in mancher deutschen Stadt unter Denkmalschutz gestellt. So aber haben nur Außenseiter, Einzelgänger und Frondeure gegen die Magie der Verklüngelung ihm Denkmäler gesetzt. Allen voran jene seltene Frau, die, obwohl an einem ihr nicht wesensverwandten Hofe äußerlich beheimatet, dennoch oder gerade darum den Seelenfreund in ihm spürte und ihn liebte: Kaiserin Elisabeth.

Es war die Tragik Heinrich Heines, daß er Eselstritte versetzte, als die Esel noch Löwenfelle um die Schultern trugen, und daß er dem gefangenen Löwen auf St. Helena die Treue wahrte, als es gerecht geworden war, ihn zu schmähen. Eine leuchtende, eine wundervoll schöpferische Tragik freilich, wenig verunziert durch die Flecken des Snobismus, die Heine an seiner geistigen Toilette auch trug. Denn es ist eine läßliche Sünde, wofern man sich ästhetisch nach lichterem Gegenden orientiert, als es jene gewesen sein mochten, aus denen man stammt.

Was nun aber die Pest des Opportunismus be-

trifft, so gestatten Sie mir, daß ich etwas länger bei dieser in meinen Augen gefährlichsten Krankheit der Zeit — aller Zeiten — verweile, einer Krankheit, an deren Bett der Ironiker als hoffnungsarmer Arzt steht. Das Verständnis für die Krise der Ironie in unserer Epoche, das ich aufweisen will und vielleicht bis zu einem gewissen Grad erweisen kann, setzt eine etwas intensivere Beschäftigung mit diesem menschheitlichen Erbübel voraus. Die seelische Seuche des Opportunismus erzwingt wider alles Besserwissen jener, die sie erfolglos bekämpfen, die Massenvereiterung der Vernunft. Es ist die Tragik jeder Erkenntnis, daß sie immer zu spät kommt, und die Tragikomik dieser Tatsache, im Ironiker schöpferisch entbunden, hat das Nachsehen, obwohl sie Vorsehung ist, die einzige, die Gott der Widerstandskraft des Geistes gegen Torheit einräumt. „Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last“, sagt der Herr im Faust. Aber es gehört nicht viel ironische Begabung dazu, um zu erkennen, warum der arrivierte Allmächtige so gnädig herablassend von seinem spassigen Widerpart spricht. Einfach, weil er weiß, daß der im Rat der Weisen nicht ernst genommen wird. Man lacht über seine Grimassen, man applaudiert ihm sogar, doch anonym sozusagen. „En petit comité“ privater Verantwortungslosigkeit. Kein „Macher“ des Himmels und der Erden wird die Warnerlustigkeit des Ironikers, der den weiten Blick der Gegenwartsferne hat und darum keine aktuelle Wirkung haben kann, offiziell hören. Denn was dem hochmütigen Pathos der Offiziellen nicht un-

mittelbar gegenwartsnah dünkt, was nicht „in der Luft liegt“, das hat für sie so wenig Geltung, als sei es überhaupt nicht vorhanden.

Folgen Sie mir zur Stützung dieser Behauptung ein paar Jahre zurück in die Vergangenheit. Entsinnen Sie sich. Damals, vor kaum anderthalb Jahrzehnten war es opportun, sich vor dem Krieg zu fürchten und gleichzeitig für ihn zu rüsten. Ein Widerspruch in sich selbst, sollte man meinen, denn ist es nicht widersinnig, vor etwas Angst zu haben, und es gleichzeitig herbeizuwünschen? Die unaktuellen Köpfe Europas hatten den Nonsens längst erkannt. Es fehlte nicht an Warnern, nicht an Verhöhnern des grotesken Zustandes, nicht an bitteren Spaßmachern über die Binsenwahrheit, daß mit dem Feuer Spielen keineswegs identisch mit Löschen sei. In Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren und Büchern finden wir ein reiches Arsenal an trefflichen Ratschlägen, an logisch gegliederten Vorbeugungsmaßnahmen gegen das nahende Unheil, die, hätte man sie „oben“ beachtet, der Welt zweifellos das Unglück des Weltbrandes erspart haben würden. Ein einziger Jahrgang des Simplizissimus von damals, zum Beispiel, wiegt in der Blickschärfe seiner Zeichner, seiner Dichter und Satiriker, in der Stigmatisierung der europäischen Kriegsangst- und Kriegslustkrisen, in der Prophetie des Kommenden, sämtliche Kundgebungen der Staatskanzleien, sämtliche Rot-Gelb-, Blau- und Orangebücher auf. Opportunistische A posteriori-Dokumente gemeiniglich, in denen der geglückte Völkerselbstmord schamhaft sophistisch begründet und schamlos verlogen dar-

gestellt zu werden pflegt. Wir sehen: eine anonyme Schutzgarde der Menschheit und Menschlichkeit war am Werk, und es ist wahrhaftig nicht ihre Schuld, wenn ihre Warnungen nur dazu dienten, den Teufel an die Wand zu malen, der dann von den Machthabern mit Beelzebub ausgetrieben wurde. Warum geschah dies? Warum bot die latente Kriegsgefahr viele Jahre hindurch das gruselig anheimelnde Gesprächsthema für Stammtischrunden und Kaffeekränzchen? Warum konnte das Gespenst nicht gebannt werden, als es im Juni 1914 aktuell umging? — Einfach, weil es als opportun galt, ihm mannhaft zu begegnen, einfach, weil das Schlagwort von der unausweichlich gewordenen „Abrechnung“ kreiste, und Begeisterung für Kaiser und Vaterland blitzschnell die Vernunft verdrängte. Heilige Belange waren opportun geworden, Gott selbst wurde auf das Eifrigste bemüht, die große Stunde zu segnen und die gezückten Waffen zu weihen. Opportun war es geworden, Feinde in Nachbarvölkern zu sehen und sie als Abschaum der Menschheit zu beschimpfen. Die Pest des Opportunismus fraß sich in alle Gehirne ein, schuf dort die *idée fixe* der Nibelungentreue auf der einen, das „on les aura“ und „knouck out“ auf der anderen Seite. Die Welt starrte wie hypnotisiert nach den pathetisch Ernsten hin, die nunmehr nicht umhin konnten, in schwülstigen Manifesten zu beurkunden, daß das Recht auf ihrer Seite sei. Die Ironie, weise Betrachterin der borniertesten Erscheinungen, blieb als einzige Freundin der soldatisch erfaßten Menschheit von der Psychose des „heiligen Müs-

sens“ frei. Aber sie durfte nur böse lächeln, und das mit Vorsicht, denn auf offenem Hohn stand plötzlich der Tod. Und der verstand keinen Spaß mit seherischen Frondeuren gegen die Blindheit eines Schicksals, das zu bejahen, ja, zu bejubeln, opportun geworden war. Die Ironie mußte schweigen oder fliehen, um aus sicherem Versteck hervor, geknebelt kraftlos zu wirken. Und nun sei an etwas erinnert, das verdienen würde, im goldenen Buch der menschlichen Torheit mit Mammutlettern angeprangert zu bleiben. Die in den Vaterländern zurückgebliebenen freien Köpfe, Leuchten der Objektivität, unbestechliche Wissenschaftler, Künstler, Dichter, wandelten sich unter dem Drucke der „öffentlichen Meinung“ selbst zu Opportunisten um. Zwangsläufig wurde aus diesen beglaubigten Hütern der freien Menschenwürde eine Schar höriger Knechte des Weltirrsinns, die sich in einem Manifest zu ihm bekannten. Auf der Gegenseite büßten unsere unschuldigen, längst gestorbenen Klassiker ihre einstmalige Zugehörigkeit zu unserer Nation mit der Ächtung. Man setzte sie auf den Index. Ein kleiner Rest unabhängiger Denker verflüchtigte sich in die Schweiz und formte dort papierene Proteste unter dem Strich neutraler Zeitungen. An den Fronten aller Vaterländer aber war es indes opportun geworden, zu beweisen, daß Blut ein ebenso wenig besonderer Saft sei, wie Tinte. Die Ironie, in den Schmollwinkel eines ohnmächtigen Pazifismus verwiesen, erlebte damals eine fast tödliche Krise. Fast, denn immerhin — es gelang ihr, sich in die Mansarde anklägerischer Resignation zu retten.

Dort döste sie weiter, den Knebel der Zensur im Mund. Die Exilierten formten aus der Logik ihrer Herzen bitterböse Respektlosigkeiten, schrieben Broschüren, Aufrufe, Feuilletons, Leitartikel, Gedichte. Fühlten sich als Weltgewissen, reagierten melancholisch, satirisch, doch auch nationalökonomisch tiefgründig, in der Neuen Züricher Zeitung ab.

Wäre es in den kriegführenden Ländern „oben“ opportun gewesen, diese Ablagerungen gesunden Menschenverstandes als das zu beachten, was sie waren: ernst zu nehmende Heimarbeiten vollsinig Gebliebener, der Krieg hätte zusammenbrechen müssen. Doch was geschah in Wirklichkeit? Da das, was diese Frondeure fern vom Schuß, mit Romain Rolland an der Spitze, zu sagen hatten, nicht zeitgemäß war, war es auch nicht zeitgemäß. Den schneidigen Reitern auf dem Massentier, den Herrschern, Präsidenten, Feldherren, Kanzlern, dem Troß der patriotischen Geistlichen und Propagandaschreiber wurde es ein Leichtes, das „J'accuse“ exilierter Ironie als das zu brandmarken, was es im Verstande des Opportunismus tatsächlich war: Gefasel unverantwortlicher Drückeberger, vaterlandsloser Gesellen, Juden und Freimaurer. Der Abwehr gar nicht wert, da es sich ja selbst im Gedröhn der tausend siegreichen Geschütze, im Geknatter der Millionen Gewehre, im Optimismus der Heeresberichte ad absurdum führte. Die Hunde der Ironie — um ein arabisches Sprichwort zu variieren — kläfften wohl, die Karawane zog todernst weiter.

Ich habe früher gesagt, es sei die ewige Tragik

jeder Erkenntnis, daß sie immer und überall zu spät kommt. Nach dem ehernen Gesetz des Opportunismus, der ihn ethisch rechtfertigte, mußte der Weltbrand weiterwüten, bis er ungelöscht in sich zusammensank. An Stelle der Begeisterung, die ihn anfangs nährte, trat romantisierte Pflicht, später Pflicht allein, endlich mürrisches Müssen. Die Millionen Verteidiger eines unorganischen, durchaus künstlichen Vaterlandsbegriffs, der ihnen aufgepfropft war, hielten durch bis zum bitteren Ende. Hoffnungslosigkeit war inopportun, darum durfte sie nicht geäußert werden. Auf Defaitismus stand Brandmarkung durch Pulver und Blei. So großartig war die Orgie des Zwanges organisiert, so herrlich seelenlos funktionierte die technische Apparatur der Maschine, daß es ihren Maschinenten und Heizern gleichgültig blieb, ob ein von ihr Gequälter ein- oder das anderemal unzensuriert aufschrie. — In der gewaltigen Knochenmühle vor Verdun erhielt Henri Barbusse die bestimmenden Eindrücke für sein Buch „Le feu“. 1917 erschien es als erster dichterisch geformter Aufschrei von Millionen Opferbereiten gegen die Sinnlosigkeit des Opfers. Stark in seiner Gläubigkeit für eine neue Menschenezukunft, stärker noch in seiner blutigen Ironie gegen die Vernunftgründe, mit denen die Notwendigkeit des Krieges offiziell bewiesen wurde. Den Machthabern aber war so unbekümmert wohl in ihrer Zuversicht, daß Geist in welthistorischen Zeitläuften eine quantité négligeable sei — unterhaltsam höchstens, doch ungefährlich — daß sie dem Buch sogar in Frankreich das Imprimatur gaben. Es konnte in Paris heraus-

kommen, durfte gelesen, bewundert, kommentiert werden. Ein vollgültiger Beweis für die skurrile Tatsache, daß man von der Fähigkeit der Dichter, die Massen zu revolutionieren, ins solange nichts zu fürchten hat, als die Masse zuchtvoll fest in der Hand ihrer Führer ist. Barbusse galt „oben“ trotz der zersetzenden Tendenz seines Buches für ungefährlich, darum gab man ihn mit nobler Geste nach unten frei. Und man behielt recht. Die Prophetie von „Le feu“ hat den Krieg nicht um einen Tag verkürzt. Mein eigenes Buch, „Die große Phrase“, das zu ungefähr gleicher Zeit wie das Werk von Barbusse im neutralen Ausland, in Dänemark und Schweden, verlegt worden war, schätzte man in meinem Vaterland weniger glimpflich ein. Es durfte die Zensur in Deutschland und Österreich nicht unbemakelt passieren, aber keineswegs deshalb, weil man etwa von meinem Roman Unruhestiftung befürchtete. Dazu hielt man mich für zu unmaßgeblich. Sondern, weil die Apparatur der Maschine hierzulande 1917 schon einiges zu wünschen übrig ließ, und die Technik des Durchhaltens immerhin nicht mehr klaglos klappte, so daß Unlustvermehrung — und sei es auch durch ein „Büachel“ — inopportun geworden war. Ich mußte mich damit begnügen, zur Unterhaltung gesicherter Bürger in Skandinavien beizutragen, die sich in ihren Mußestunden an Sonn- und Feiertagen ganz gerne von Krieg- und Kriegsgeschrei im fernen Süden gruselig amüsieren ließen. „Ei, da sind wir wirklich froh, Gott sei Dank, wir haben's nicht so“. Denn Schriftsteller sind meist nur zur Unterhaltung

derjenigen da, die das Thema der Unterhaltung nicht unmittelbar angeht. Die anderen überblättern gelangweilt oder wütend die Ergebnisse eines unbequem anfühlerischen Geistes, weil sie „sie eh schon wissen“. Dies war auch das Schicksal meines Buches, das, als es nach Kriegsende deutsch erschien, vornehmlich von jenen beachtet wurde, die sich über meinen empörenden Gesinnungswandel ärgern wollten. In der großen Menge hingegen war es indessen opportun geworden, vom Kriege, den man endlich verloren hatte, nichts mehr zu sehen, zu hören, zu lesen. Nicht gedacht sollte er werden. — Krise der Ironie. Denn lange vor ihm hatten Köpfe nicht gezögert, auf sein Kommen unbeachtet vorzubereiten. Dafür möge, als einer von vielen, Frank Wedekind Zeugenschaft ablegen, der viele Jahre vor der Katastrophe, von ulkigen Spießern begrüßt, diese Prophezeiung aussprach: „Der Militarismus Europas — vierzig Jahre Probe und keine Aufführung . . . schrecklich, schrecklich, wie das Stück einst durchfallen wird“.

Gemach. Wir erleben seither eine neue, nicht minder unmögliche Komödie, die täglich durchfällt, ohne deshalb vom Weltrepertoire abgesetzt zu werden: den Frieden des Rechtes und der Gerechtigkeit. Eine Haupt- und Staatsaktion, von den Herren der Welt offenbar inszeniert, um allen Ironikern der Erde ein unerschöpfliches Materialmagazin zu sein. Genießen wir das köstliche Pasquill der stilistischen Formgebung für diesen be-seeligenden Zustand, dessen Nutznießer wir nun schon das zwölfte Jahr sind, und versuchen wir,

seriös zu bleiben. Recht und Gerechtigkeit: Man läßt die Besiegten durch systematischen Raubbau an ihrem Vermögen dafür büßen, daß sie sich standhaft weigerten, Besiegte zu sein. Warum? Weil man es für opportun hält, einen Dauerzustand der Beunruhigung an Stelle der Befriedung zu setzen, weil man den Krieg in suspenso für opportun hält, statt ihn mit den Millionen Toten, die er verschuldete, endgültig zu begraben. Weil man im Rate der Mächtigen zu feige ist, die menschlichen Konsequenzen aus dem ungeheuren Trugschluß zu ziehen, der Sieger könne sich am Besiegten auf die Dauer geschäftlich schadlos halten. Der Opportunismus der Konjunkturgier hat sein eigenes Ethos. Es heißt: Sei auf mich böse, wenn du nur zahlst. Die Folge: Anhäufung des Zündstoffes überall, Rüstungsfieber, Schaffung einer Weltmentalität, die aus Rachegelüst und Sklavenhörigkeit wunderbar gemengt, die seelische Bereitschaft zu einer neuen, noch ungleich schrecklicheren Weltkatastrophe zwangsläufig schafft. Und nun sei die Frage aufgeworfen: Zeichnen die opportunistischen Kundgebungen der Staatskanzleien, zeichnen die verklausulierten „sowohl als auch“, „einerseits und andererseits“ Enunziationen der Staatsmänner, Diplomaten und führenden Politiker das wahre Gesicht der Welt und nicht vielmehr sein jeweils opportunes Clichée? Und sind nicht die tragikomischen Bajazzos der öffentlichen Meinung, die Ironiker, die einzigen, die es mit der Wahrheit wirklich ehrlich meinen? Sie allein sind die Retter des Ethos, das — wären sie nicht — längst vom Pathos bewußter

Sophisterei zu Schanden geschwätzt wäre. Sie, die einzigen wirklich unabhängigen Betrachter, Bergwöhner, Belächler der Zeit, erweisen das Vorhandensein einer zwar anonymen und praktisch erfolglosen, aber doch zähe fortwirkenden Opposition gegen die Allmacht der Dumpfheit und Dummheit auf Erden, die sich auf kurze Frist stets als opportune Weisheit gebärdet, um auf lange Sicht immer wieder an sich selbst schöpferisch zugrunde zu gehen. — Revolution, Restauration, Reaktion, am laufenden Band durch die Jahrhunderte rollend, heißen ihre Etappen, und der Ironiker ist die lustige Person auf dieser nicht allzu fröhlichen Menschheitsfahrt. Ein aphoristischer Enthüller für das Schlimmste und das Dümme, das die Menschheit jeweils „geheim in der Brust“ trägt. Daher von verantwortungslos in Gazetten und Büchern oder auch in Vorträgen in sich Einkehr haltenden Zeitgenossen im Allgemeinen wohlgeleitet, von allen Verantwortlichen hingegen als „zersetzend“ und „negativ“ abgelehnt. Hier sei die psychologisch merkwürdige Tatsache eingeschaltet, daß der Ironiker im Augenblick, da er selbst verantwortlich wird, also etwa an einem Steuerrade mitdreht, in irgend einer offiziellen Funktion mitfunktioniert, sofort das faule Fett des Opportunismus ansetzt. Seine geradezu selbstmörderisch ehrliche Grimasse wird dann zur beflissenen Maske, und er deckt unter ihr am Ende gar das, was er als Vogelfreier verhöhnt hat. Der Beispiele solcher Wandlung, die dann von allen Gutgesinnten lebhaft begrüßt zu werden pflegt, wären Legion. Ich versage es mir, das eine oder

andere hier auszuwerten, obwohl es verführerisch sein könnte, aus unserem engeren staatlichen Dasein und seinen opportunistisch verbrämten Nöten zu schöpfen. Aber ich will nicht aktuell werden. Der Fundus, den unser öffentliches Leben der Werkstatt des Ironikers verschwenderisch liefert, bleibe unberührt. Ich kann von mir — aus Opportunismus schon — unmöglich verlangen, daß ich mich unmöglich mache. Nur soviel sei nachdrücklich betont, daß der Ironiker in Amt und Würden, der objektive Spötter im Dienst einer Partei, eines Klüngels, eine Clique, eine *condradictio in adjecto* bedeutet. Nur ein Freier und Wilder, den Opfern seiner verzerrten Liebe gleich Naher und gleich Ferner, kann den Höllenkreis der Unbefangenheit durchmessen, der jeden, der ihn jemals betrat, mit unendlicher Einsamkeit, mit kaum tragbarer Vereinsamung, schlägt. Und dies scheint mir — vorläufig in Parenthese vermerkt — eines der Hauptzeichen für die Krise der Ironie in unserer Epoche, die, im engen Kreis leerlaufend, zu rabulistischer Witzelei entartet, zu pamphletischer Verhöhnung des Gesinnungsgegners gerinnt, ohne irgendwo Swift'sche, Jean Paul'sche, Voltaire'sche Züge zu zeigen.

Einsam sein heißt heute: verloren sein. Die Sehnsucht nach politischer Bindung, die dem Gefühl der allgemeinen Unsicherheit, dem Ausgeliefertsein des Einzelnen an den Mechanismus von Staat und Wirtschaft entspringt, diese Tendenz zur Flucht des Individuums in die Geborgenheit der Partei, der Clique, der Organisation, schafft wohl allerorten Statutenhörigkeit, Katechismustreue,

Gruppenintellekt, aber sie entgeistigt das Individuum, sie entmündigt es bis zur Unfähigkeit der Urteilsfindung aus eigener Gnade. Der uniforme, kollektivistische Mensch, nur an der Farbe seines Hemdes, seiner Armbinde, seines Parteiabzeichens, seines Kopfschmuckes, als Freund oder Feind unterscheidbar, ist unfähig geworden, Weltzusammenhänge anders als durch die Brille der Bevormundung, der aggressiven Beeinflussung zu deuten. Ich meine dies keineswegs nur auf den Herdentypus bezogen, dessen verdientes Schicksal es ist, sich führen, sich bevormunden zu lassen. Ich meine, daß auch der zerebrale Mensch vom Räderwerk der Gesinnungsmechanisierung irgendwie erfaßt ist, und daß das Wunder der Persönlichkeit sich höchstens in den jeweiligen Leithammeln entwirkt, allerdings kaum im Goetheschen Sinne. Goethe nennt Persönlichkeit höchstes Glück der Erdenkinder. Man braucht kein Ironiker sein, um sich versucht zu fühlen, statt Glück Unglück zu setzen. Denn Persönlichkeit setzt Unabhängigkeit, setzt Schroffheit, ja Intransigenz voraus, wo es um die Behauptung des höheren Selbst geht. Welcher Ringende aber darf es heute wagen, mit solch' unpraktischem Rüstzeug den Lebenskampf aufzunehmen? Nur Kautschukmenschen bestehen ihn summa cum laude, elastisch schrumpfend, elastisch sich blähend, geschmeidig geduckt oder geschnellt, je nachdem die Prosperität des sich Duckens oder Emporschnellens in der Luft liegt. Die zwei, schon Historie gewordenen, Persönlichkeiten unserer Epoche, Mussolini und Lenin, sind keine Gegenbeweise.

Denn als sie auftraten, war ihr Kommen just opportun geworden. Eine Art messianischer Heilserwartung — freilich keine bibelfrome — ebnete ihnen Weg, und ermöglichte ihnen, sich in der Pose, die sie gewählt hatten, zu behaupten. Da sie zeitgefällig waren, blieben sie zeitgültig. Daß sie die richtige Witterung des opportunen Augenblicks besaßen, ist allerdings ihr unbestreitbares Persönlichkeitsverdienst.

Man denke sich aber eine Persönlichkeit, die unzeitgemäß auftaucht, zu früh oder zu spät, man denke einen tragischen Charakter, der das Kompromiß verneint, weil er zutiefst nach der Identität mit der Idee strebt, die er bis zur Selbstvernichtung vertritt —: er bleibt Zeit seines Lebens unter das Schwert gestellt.

Die Tragik dieser Erkenntnis liegt auf der flachen Hand. Sich freiwillig unter das Schwert stellen lassen, ist fast Niemandes Sache. Außenseiter zu sein um einer Idee willen, deren Keimkraft in ferner Zukunft liegen mag, hat keinen Marktwert. Bequem und bekömmlich ist es, seiner Zeit genug zu tun und jenen ihrer Machthaber um den Bart zu gehen, von deren Gnaden man als vertrustetes Individuum abhängt. Darum ist die Kompromißironie gang und gäbe, nur auf den zielend, der im Gegenlager steht, darum die Blickschärfe des kosmischen Ironikers, der überparteilich auch den Balken im eigenen Parteauge sieht, überaus selten. Am seltensten dort, wo Arriviertheit mit dem Zauber des „tout comprendre, tout — bagatelliser“ prunkt. Der arrivierte Ironiker, an opportunem Spott gemästet, ein Saphir

wortwitzelnder Gesinnungslosigkeit, ist eine restlos widerliche Erscheinung.

In unserem Land, das Einzelgänger ohne Anlehnung, ohne „Freunderlmassage“, seit je und eh mit gemütlichem Mißtrauen beargwöhnt, hat es einmal eine sogenannte Backhendelzeit gegeben. Damals, im Vormärz, sorgte ein Landesvater im Verein mit Polizei und Militär für die Erhaltung einer Untertanengeistigkeit, die in der sittlichen Forderung gipfelte, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei. Ruhe, das heißt, animalisches Desinteressement an der Unzufriedenheit wirrer Köpfe, die weiter dachten als der Polizeirapport vorsah. Zu diesem Behufe wurde Knebelung jeglicher freien Meinungsäußerung wichtigste Regierungsmaxime. Der Geist blieb, soweit er sich nicht damit begnügte, durch harmlose Zwerchfellerschütterung zur geregelten Verdauung beizutragen oder durch Zauber- und Ritterpossen einfältig zu ergötzen, — der Geist blieb unter das Schwert der Zensur gestellt. Seine Vertreiber vertrieb man in die Kasematten des Spielbergs und andere Stätten zu beschaulicher Einkehr. Es war opportun geworden, Flammenzeichen am Zeithorizont mit dem Rotstift auszulöschen. Und es war offiziell gut so. Der Bürger lebte, trüchtig von der Fülle des „oben“ gnädigst Verstatteten, als „Backhendelfriedhof“ dahin, emsig bedacht, sich ja nicht nach etwas Anstößigem zu verschauen. Der Frondeur gegen die Bekömmlichkeit solcher Schwangerschaft, der Künstlermensch, rettete sich, wenn er Raimund hieß, in Märchen und Traum, auf der niederen Ebene des aktuellen Wit-

zes gedieh Saphier, gediehen Staberlreimchronisten, Antithesenscherzbolde, denen es nie um ein Ethos ging, sondern nur um die „Hetz“ des gelungenen Wortspiels. In solcher Atmosphäre schien das Werden des großen Ironikers unmöglich, denn die offizielle Zeitschau vermittelte die laterna magica der Polizei, und was zu schauen sonst freistand, konnte nur Saphiere zu billigem Spott reizen. Und doch hat die lähmende Föhnstimmung des Vormärz, an der gemessen unsere Epoche in „reinigenden“ Gewittern geradezu schwelgt, einen Geist hervorgebracht, durch den die Krise der Ironie schöpferische Züge gewann: Johann Nestroy. Er ist Stückeschreiber und Schauspieler, und als solcher natürlich bemüßigt, der Polizei gegenüber doppelt vorsichtig zu sein. Er legt sich Zwang auf, er schminkt sich harmlos, ja er verschmäht es nicht, zu „taddädeln“ und Konzessionen an den „Hamur“ zu machen, weil der Humor, der in ihm wütet, konfiskabel ist. Sein Ausspruch „Wann ich mir meinen Verdruß net versaufet, ich müßt' mich g'rad aus Verzweiflung dem Trunk ergeben“, charakterisiert nicht übel die seelische Ausgangssituation eines Künstlers, der der Beschränktheit durch Beschränkung begegnen muß. Aber gerade diese aufgezwungene Selbstzucht, die ihn von der ödesten Verführung zur Unkunst, der politischen Sphäre, fernhielt, entwickelt sein Bestes: Die Durchdringung des Menschlichen, Allzumenschlichen bis zu einem Grade, der erschauern macht. Es grellen bei Nestroy — allerdings auf Augenblicke nur — fast Shakespearesche Horizonte. Die Pritsche wird dann in seiner Hand

zur Keule. — „Wenn der Kerl an einer Rose nur riecht, stinkt sie schon“, rief der ob der Judithparodie Nestroys wütende Hebbel, und wir wollen ihm seinen Groll gerne mit besonderer Hochschätzung bescheinigen. Aber es wäre grundfalsch, im Justamentpamphletisten das an Nestroy Wesentliche sehen zu wollen. In ihm erwuchs aus Widerstand gegen die „G'mütlichkeit“ einer im Geist ungemütlichen Zeit zum erstenmal in Österreich ein Gesellschaftsironiker großen Stils, ein Genie der Dialogglosse, deren zeitlos gültiger Gehalt von keiner neuen Sachlichkeit zu sprengen ist. Es berührt immerhin tröstlich, daß statt langweilig politisierender Freiheitsdichter und schwülstiger Sturm- und Drangidealisten, die in den Archiven ruhen, gerade er lebendig bis auf uns kam und sich lebend unter uns behauptete, ja sogar — kurioseste Tatsache — das Burgtheaterpublikum gewann. Eine Karriere, die er sich ganz gewiß nicht hat träumen lassen, und, wüßte er von ihr, sicherlich mit einem nicht sonderlich respektvollen Witz quittieren würde. In einem mediceischen Zeitalter kann ein Nestroy nicht gedacht werden. Die Krise, die er als Ironiker dadurch erlitt, daß seine Zeit francisceisch-metternichisch war, wirkte sich in ihm posthum schöpferisch aus, ein Phänomen, das die — weiß Gott, nicht burgtheaterfähigen — Ironiker unserer Epoche mit neuem Lebensmut erfüllen möge. Denn — wer weiß? Wenn ihnen dereinst kein Knöchelchen mehr weh tut, werden sie vielleicht auch zeitgemäß geworden sein und einem Geschlecht, dem unsere Nöte Hekuba sind, aktuelles Schmun-

zeln abnötigen. Wozu allerdings anzumerken wäre, daß wir auf den Nestroy unserer Gesellschaftsordnung vorläufig noch warten.

Immerhin berührt es tröstlich, daß von den Schilderern einer Epoche gemeiniglich nicht jene weiterleben, die ihr ein billiges Wohlverhaltenszeugnis ausstellen, um selbst möglichst beliebt leben zu können. Nicht ihre Vorzugsschüler also, meinungsbildnerisch hörig der jeweils unantastbaren Autorität, sondern die Schulstürzer im Geiste, respektlos bis zur Ehrfurcht vor den Dingen, die in magischer Schrift zwischen den Zeilen der offiziellen Lesart im Lebensbuch stehen. Diese stacheligen Charaktere, fruchtbar krisenhaft, solange sie atmen, scheuen sich nicht, gegen sich selbst zu wüten. Aus Schmerz am Spiel und Widerspiel der Erscheinungen, das sich ihnen erschließt, wenn sie selbst leiden, erwächst ihnen der Mut zum Spott. Kein großer Schriftsteller ist denkbar, dessen Gestaltungswillen nicht auch das Ferment der Ironie beigemischt wäre, kein Dichter lebt, dem das Zerrbild nicht manchmal künstlerischer dünkt, als der Abklatsch des erweislich wahren Bildes, wie es Krethi und Plethi zu sehen glaubt.

Ich muß es mir in meinem engen Rahmen versagen, am allemal recht holprigen Lebensrhythmus großer Ironiker, etwa an Voltaire, Swift, Jean Paul, die Wahrheit dieser Behauptung nachzuprüfen. Ich begnüge mich damit, darauf zu verweisen, wie am Werk kleinerer Dichter aus unserer engeren Heimat die lustige Verbogenheit des schiefen Gesichts heute noch interessiert, wäh-

rend der feierliche Ernst ihrer literarisch ambitionierten Amtsmiene längst vergessen ist. Von Ferdinand Kürnbergers Romanen und Dramen, zum Beispiel, wissen nur noch Germanisten, seine ironisch polemischen Feuilletons sind auch heute lesbar, ja in Aufbau und Dialektik in manchem vorbildlich. Und Daniel Spitzer hat sich in seinen „Wiener Spaziergängen“ durch die „Unsterblichkeit eines Tages“, wie Ludwig Speidel das Feuilleton nennt, bis auf uns gerettet, weil er unsere ewige Eigenart souverän zu verspotten wußte. Souverän, das ist inopportun, weder schmeichlerisch verlogen, noch mit der Mitleidslosigkeit, die ihr Objekt haßt, statt es spottlustig zu lieben.

Bei alledem muß, um dem Begriff Ironiker halbwegs gerecht werden zu können, als Leitsatz festgehalten werden: Autoritäten flößen ihm umso weniger Hochachtung ein, je sicherer, je unangreifbarer sie als solche „zu Buche“ stehen. Die sogenannten schlechten Leute gewinnen bei ihm und die guten verlieren, wie Christoph Lichtenberg, ein nicht zu umgehender Sachverständiger auf diesem Gebiet, einmal pro domo ausspricht. Pro mundo erweist zum Beispiel Ludwig Thoma sinnfällig die Wahrhaftigkeit dieser Formel. In seiner besten Schaffenszeit sind es allemal die schlechten, das heißt, die schlichten Menschen, die Bauern, Jäger, Holzknechte, denen er grimmig schmunzelndes Wohlwollen schenkt. Den Arrivierten, den „Bonzen“ in Staat und Kirche, den opportunistisch geblähten Autoritäten in Schule, Amt und Heim gilt sein prachtvoll böser, mitunter

tödlicher Hohn. Der Canossagang in seinen letzten Lebensjahren in den Schoß der gleichen Gewalten zurück, die er verlästert hatte, beweist seine Wandlung nicht aus einem Saulus zu einem Paulus. Beweist nur, daß der, aus dem ihm unfaßbaren Zusammenbruch Deutschlands krank heimgekehrte heimliche Patriot Thoma nach einer Verklammerung an etwas unzerstört Gebliebenem suchte, um seelischen Halt zu gewinnen. Er glaubte ihn in der römisch-katholischen Kirche und im Nationalismus gefunden zu haben, in einer, den Urelementen seines Wesens allerdings gegenpolaren Sphäre. Ludwig Thoma zeigt in seinem Ausklang die Stigmata des gebrochenen Ironikers, des an den Objekten seines Spottes fast reuevoll irre Gewordenen. Zeigt etwas von der Tragikomik eines in seinen besten Liebesjahren frivolen Sünders, der auf seine alten Tage durch Bußbereitschaft Erlösung sucht. Dieser geheimnisvollen Doppelnatur, die in Krisen Augenblicken für das schöpferische Individuum höchst gefährlich werden kann, souverän Herr zu werden, geht oft über Menschenkraft. Und je reicher eines Menschen innerer Fundus an Ja und Nein ist, um desto quälender kann das Fertigwerden mit dem einen zugunsten des anderen sich vollziehen.

Auch unser heimischer Klassiker, Franz Grillparzer, weiß davon manches Lied zu singen. Zu seiner Zeit, als er noch keineswegs als klassisch galt, sondern das jedem Österreicher gemäße Dasein eines ziemlich unbedankt Ringenden führte, da widerfuhr es ihm des öfteren, daß er seinem Groll über soziale, politische, künstlerische Un-

gereimtheiten despektierliche Worte lieb. Zum Beispiel in der Hochkonjunktur des Absolutismus 1839 folgendermaßen: „Die Rotte, die uns regiert, ist von einer Schlechtigkeit, die höchstens in ihrer Dummheit einige Entschuldigung findet“. Sie können sich denken, mit welchem Entsetzen der k. k. Kammerkanzlist Franz Grillparzer dem Dichter Franz Grillparzer bei der Stilisierung dieser fast hochverrätherischen Glosse über die Schulerter geschieht haben mag. Oder knapp nach der Revolution, da ihre Blümenträume jählings zu welken begannen, über das Ministerium Felix Schwarzenberg: „Die Zeitideen werden sich da am vollsten drängen, wo keine eigenen den Platz beengen“. Nach der militärischen Katastrophe 1866:

„Die Hilfe Gottes, muß ich vermuten,
Liegt für uns heut' ein wenig im Weiten;
Denn nach diesem Leben hilft er den Guten,
In diesem Leben aber den Gescheiten.“

Endlich aus der Fülle sorgsam zugeschliffener Rücksichtslosigkeiten das berühmte und berüchtigte Wort: „Durch Humanität über Nationalität zur Bestialität“.

Der Kammerkanzlist und spätere Hofrat Grillparzer muß sich vor solchen konfiskablen Auslassungen seines dichterischen Doppelgängers geradezu bekreuzigt haben. Zum Glück fanden beide unverträglichen Wesenshälften einen opportunistischen Ausweg: Was der Dichter in raunzerischen Stunden verärgert niederschrieb, das sperrte der k. k. Staatsbeamte „reservat“ in seinen Schreibtisch ein. Und erst als beide gestorben waren, der

Dichter und mit ihm der Hofrat, erregte der Nachlaß einiges Schütteln des Kopfes bei jenen, die sich in irgendwelchen „heiligsten Gefühlen“ verletzt fühlen mochten. Den Präparatoren des verklärten Genius, den Literarhistorikern, erwuchs im heimlichen Grillparzer ein ungemein interessantes, wenngleich für die reifere Jugend nicht restlos geeignetes Ausbeutungsobjekt. — Die Krise unseres vaterländischen Klassikers als Ironiker war eine latente. Er litt wohl am Unverstand des Lebens, den kein wach Lebendiger mit Wehmut allein genießt, sondern mit einem gesunden Schuß Hohnes würzen muß, um ihn verdauen zu können. Aber Grillparzer war unter einem auch kompromißbereit. Hätte die vis ironica, die ihn mitunter arg bedrängte, in ihm Übermacht gewonnen, hätte er, statt sich mit versteckten Nadelstichen zu begnügen, über seine Zeit die Peitsche geschwungen, so wäre er der treuen Gefolgschaft der Denkmalkomités bis auf den heutigen Tag nicht sicher. Sein Opportunismus wies ihn in die Zeitferne, verwies ihn auf Stoffe, die unverfänglich waren.

Der Ironiker von heute, in eine, in geistigen Dingen bis zur Indolenz großzügige Zeit gestellt, in eine Epoche gebannt, die den auf Überzeugungen trainierten, parteilich gebundenen Gruppensmenschen über den freien stellt, läuft, wie schon erwähnt, Gefahr, zum Gruppenironiker zu verkümmern. Das will sagen, zum Spötter zugunsten jener Clique, jenes Klüngels, dem er selbst angehört. Denn kosmische Weltweite, — Fernhorchen, Fernsehen, Fernsprechen, sind zwar für den schlichtesten Erdenbürger nachgerade Selbst-

verständlichkeiten geworden, aber nur im Radio, Kino und per Telephon. Hand in Hand mit der Überwindung von Zeit und Raum durch die Technik schreitet die Verengung des seelischen Weltbildes. Kaum je noch hat es so viel gläubige Engstirnigkeit gegeben, so viel dreiste Schlagworte-frömmigkeit, so viel Justamentrotz in der Behauptung phrasengestützter Intransigenz. Das politisierte Individuum ist ein gelehriger Schüler rabulistisch gehandhabter Theorien, in deren Auslegung sozialistische Bonzen den bürgerlichen nicht nachstehen und umgekehrt. Die Kompromisse im Völkerleben auf politischem, sozialem, ethischem, wirtschaftlichem Gebiet hinken gewissermaßen auf beiden Beinen, bereit, bei nächster sich bietender Gelegenheit radikal umzufallen. In der privaten Sphäre ist dieser erquickliche Zustand nicht wesentlich anders. Von der Kunst gar nicht zu reden, die, wenn Pegasus nicht in einem Joche geht, wenig Aussicht hat, sich durchzusetzen.

Wie soll bei solcher Gestaltung der Dinge der fröhliche Negativist ohne Anlehnung, der große Ironiker sich entwickeln können? Er, der Raumweite braucht zur Sicht und sich einschachteln lassen muß in die Enge einer Gebundenheit, um überhaupt wirken zu können. Seine Krise beginnt in dem Augenblick, da ihn etwas schöpferisch reizt, das noch nicht in der Luft liegt und somit keinen Gegenwartswert hat.

Denken Sie, zum Beispiel, ein solches Subjekt würde „die Lauge seines Spotts“, wie es abschätzig von einem derart „subversiven“ Element heißt,

über das „künstliche“ Vaterland ergießen, das heißt, über jene militanten Zwangsvereinigungen friedlicher Massen zum Vorteil kleiner, aber mächtiger Führercliquen, die eingeborene Heimattreue, verwurzelte Liebe zur Scholle, nützen, um Großmachtspatriotismus zu züchten. Eine verschwommene Sache für den schlichten Bürger, der privat niemals begreifen wird, warum er sich etwa als in der Provence ansäßiger Franzose für Rifkabylen in Afrika die Haut durchlöchern lassen soll. Er wird es dennoch tun. In diesem Dennoch liegt eine in jedem Sinn blutige Ironie auf die Weltvernunft verkapselt.

Wehe aber dem Ironiker, der für einen neuen Patriotismus zu werben versuchen würde, der verkünden wollte: Der alte Patriotismus der künstlichen Vaterländer macht die Menge zur Beute unedler Delirien einzelner, er bevölkert die Schlachtfelder, um nachher am Grab des „unbekannten Soldaten“ Krokodilstränen zu weinen. Schmach dem Spötter, der von einem neuen Patriotismus fordern würde, diesen pietätvollen Beweinungen ein Ende zu setzen, diesen scheinheiligen Totenfeiern, die umso geräuschvoller sind, je mehr Marktwert sie haben. Verfemung dem Manne, der heute unter Beweis stellen wollte: Die beste Art, die Toten zu ehren, sei die, die Lebendigen zu schützen. Der Mensch, der so spräche, würde in einer Zeit, die mehr tierliebend als menschenfreundlich, die antimilitaristisch, aber rüstungsgläubig ist, ein solcher Frondeur gegen erprobte Heiligkeiten würde wegen Gemeingefährlichkeit früher eingesperrt als gehört sein.

Oder denken Sie an Sowjetrußland. Beachten Sie, wie unergiebig, wie gedrosselt von dorthier der Quell der Ironie fließt. Wird der Bolschewismus sich einmal selbst ad absurdum geführt haben, dann werden Leuchtraketen von Hohn über ihm aufschießen. Aber dann wird diese Erleuchtung reichlich zu spät gekommen sein.

Krise der Ironie: daß sie hier wie überall vornehmlich posthume Wirkung hat, und daß ihre Waffe, der Spott, in Kadaver schneidet.

Es ist so. — Ist es so? Keine Definition hat den zweifelhaften Vorzug, erschöpfend zu sein. Darum sei eingeräumt, daß es an fruchtbarer Ironie am lebendigen Objekt nicht mangelt. Die aktuelle Tagesschau der Zeitungen und Witzblätter enthält mitunter kleine Kostbarkeiten an spöttischer Zeitbespiegelung und Prophetie, die verdienen würden, nicht nur zwischen Mokka und Zigarette flüchtig angeblättert und rasch vergessen zu werden. An Epigrammatikern, die bis zum Weinen lustig umschreiben, woran die Zeit krankt, fehlt es keineswegs. Fatal ist nur, daß unsere Zeit für die Fleurettschule des Geistes, das *Aperçu*, den Aphorismus, die Sentenz, erbärmlich wenig übrig hat. Wir wollen diese scheinbar flatterleichten Dinge beim Frühstück nicht missen, aber „geflügelt“ ziehen wir Schlagerrefrains den Xenien unbedingt vor. Boxkämpfe und Fußballmatches haben — gar wenn sie „erstklassig“ sind — andauerndere Schlagkraft und werden leidenschaftlicher zur Diskussion gestellt, als erstklassige Dramen.

Krise der Ironie. — Trotz alledem: Wohl uns,

daß wir sie haben. Wir wären ohne sie rettungslos mit Bravheit geschlagen, mit Biederkeit und beflissener Frömmerei. Hätten wir ihr Korrektiv nicht, an jedem geistigen Horizont stünden zeitgefällige Arrivierte des jeweils Opportunen, gottähnlich, unnahbar. Die Ironie, die sich ihrer bemächtigt, bevor sie es noch ahnen, sorgt dafür, daß das über jeden Spott erhabene Absolutum des Unantastbaren auf ein gesundes Maß eingeschränkt werde. Dank ihr wachsen auch die höchsten und am üppigsten belaubten Bäume nicht unbehelligt bis zum Himmel. Darum sei sie, die an realer Geltungsmacht ärmste aller Gewalten mit einigem Respekt begrüßt.

Für ihre tragikomische Notwendigkeit gilt, was Friedrich Nietzsche in anderem Zusammenhang so geformt hat:

„Hoch wuchs ich über Mensch und Tier; —
Und sprech' ich — niemand spricht mit mir,
Zu einsam wuchs ich und zu hoch —
Ich warte: Worauf wart' ich doch?“

Es sei mir gestattet, zu ergänzen: Auf die stete Wiederkehr der unsterblichen Relativität alles Gültigen.

DIE KRISE DES PAZIFISMUS

Der Gang der Menschheit durch die Jahrtausende ist von Interessen bestimmt, nicht von Ideen; wäre dem anders, so würden auf ihrer Wegspur nicht Löwenmaul und Rittersporn wuchern, sondern die sanften, weißen Blümchen Brüderlichkeit, Duldung und Friede. Die Ideenbringer wußten und wissen immer genau, was der Menschheit not täte, trotzdem ist ihre Wirksamkeit in der Realität des Menschenseins, von der erbaulichen Wirkung auf Arme im Geiste und wohlgenährte Pharisäer abgesehen, die erfolgloseste in der Geschichte. Moralpredigen ist leicht, Moral begründen schwer, sagt der böse Skeptiker Schopenhauer.

Diese Wahrheit hat eine der edelsten Ideen erfahren und erfährt sie mit jedem neuen Tag — der Pazifismus. Pazifismus heißt Tatbereitschaft zum Frieden, Pazifist sein bedeutet also Parteigänger des Friedens sein und für die Heiligkeit und Unantastbarkeit des menschlichen Lebens eintreten. Man möchte nun meinen, daß, da die Menschheit nun einmal von Interessen bestimmt ist, die hinwieder fast ausschließlich von Ichsucht und Eitelkeit bedingt sind, man sollte glauben, daß eine Bewegung, die das Leben heilig spricht und dem Krieg als seinem sinnlosesten Vergeuder den Krieg erklärt, mühelos Volkstümlichkeit er-

werben müßte. Denn das Leben ist der Güter höchstes nicht — lediglich bei gesichert schreibenden Dichtern und bei Soldaten, die sich von Berufs wegen an den Trost jener Dichter halten müssen, um pflichtgemäß in Schönheit sterben zu können. Allen anderen Menschen ist das Leben ein unwiederbringlich einmalig gegebener höchster Wert, und seine Durchdringung mit Lust Selbstzweck.

Während ich diese Formel ausspreche, empfinde ich sie als lückenhaft. Da Leben ist das höchste Gut, es ist heilig. Gewiß. Aber immer nur auf das eigene Dasein bezogen. Auf das des Nächsten gilt die Formel nicht mehr. Wenn der stirbt, braucht dies mein Leben nicht zu stören, ja, es kann sein, daß es an Lust gewinnt, wenn es der Nächste durch sein Vorhandensein nicht belästigt. Aus dieser egozentrischen Einstellung erfand der Urmensch die Keule, mit der er den lästigen Nebenmenschen erschlug, aus ihr entsprang die Wehrpflicht der überlebenden Nächsten. Aus diesem Geist spricht das Buch der Bücher im alten Testament, das in der steten Wiederkehr von Raub, Tücke und Verrat die wahre Menschennatur ergreifend spiegelt, und im Gott, den sich die Menschen nach ihrem Bilde schufen, geradezu den ersten Kriegshetzer zeigt. Gebietet er doch seinem Volke Kriege und Grausamkeiten, Rache und Wiedervergeltung. Immerzu predigt er: Aug' um Aug', Zahn um Zahn.

Aus solcher Perspektive betrachtet, wird das Unglaubliche glaubhaft, daß die Lehre von der Heiligkeit des Lebens, die doch dem natürlichsten

Trieb, dem der Selbsterhaltung, entgegenkommt und von den großen Morallehrern der Menschheit als für jede höhere Gesittung unumgänglich gefordert wird, es nicht vermocht hat, sich in der Realität des Seins zu behaupten. Keine Menschengemeinschaft hat sie in das Vademecum ihrer praktischen Lebensweisheit aufgenommen. Von der Sippe über den Stamm bis zu den großen Verbänden organisierter Volkseinheiten galt vielmehr das Axiom: Liebe dich selbst, fürchte deinen Nächsten. Befreunde dich mit ihm, wenn dies deinem Wohlbefinden förderlich ist, oder vernichte ihn, wenn dir sein Selbstzweck hindernd in den Weg tritt.

Aus dieser seelischen Einstellung kam der Krieg in die Welt, und die großen Schwärmer mit den gütigen Kinderaugen, die Buddha und Christus, haben die Menschheit vergebens zu überzeugen versucht, daß es außer zweckbedingter Freundschaft und Feindschaft im Reiche der Idee noch ein Drittes gäbe: Selbstlose Menschenliebe um Gottes willen. Liebe jeden Nächsten wie Dich selbst, ist leerer Hall geblieben in Sippen, Stämmen und Völkern. Die Menschheitslehrer bewiesen nur an sich selbst, daß der Mensch gut sei, in der Menge weckten sie wohl traumhaften Trieb zur Nachfolge, den aber das wache Sein sofort verdrängte, das Tatleben mit seinen sieghaften Urinstinkten, mit seinem Zuchtwahlmotto: Friß, damit du nicht gefressen werdest. — In ihrem Einfluß auf die reale Entwicklung der Menschheit, vom keulenschwingenden Beutejäger der Vorzeit bis zum modernen Plünderer und Mörder mit

Handgranate und Repetiergewehr im Weltkriege, ist der Wille Buddhas und Christi ohne allen Zweifel erfolglos geblieben, ein psychologischer Fehlkalkül, ein Versuch am untauglichen Objekt. Immerhin aber haben diese Heilande dem Menschen ein zweites inneres Leben erschlossen, ein höheres gewissermaßen, in welchem er das Niedere, zu dem ihn seine eingeborene Natur zwingt, bereut. Er bittet seither um Entschuldigung für sich selbst: — er betet. Und er verspricht, sich zu bessern. Wohl hält er sein Versprechen nie, aber schon die Tatsache, daß er seiner tierhaft triebhaften Selbstsucht ein theoretisches Bedauern entgensetzt, ist Gewinn. Aus diesem, ihm von Heilanden aufgepfropften, Reu- und Leidtun ist dem Massenorganismus Mensch allmählich ein Stamm denkender und fühlender Individuen entsprossen. Sie werden fortab zu den Trägern der sogenannten „Würde“ der Allmenschheit, indem sie die niederen Interesseninstinkte der Massen mit Ideen durchsetzen, die menschenwürdig, also unerfüllbar sind. Diese ideenzubringenden Minderheiten heißen Idealisten. Sie haben unter vielen anderen schönen Dingen auch den Pazifismus erfunden. Denn Drang nach Friedlichkeit ist der Masse nicht eingeboren, wie das Grübeln über Brunft und Fraß, wie die Sehnsucht nach Sonne, die Sorge um bekömmliche Futterplätze. Im Gegenteil: Der vom Anbeginn liebesgierige und hungrige Mensch ist immer bereit, sich Sättigung zu erkämpfen. Von der Natur wenig wehrhaft geformt, hat er sein denkendes Hirn dazu benützt, um sich die Waffe zu erfinden, und dank ihr ist er der Herr der Welt

geworden. Friedliebend im Paradiessinne war er nie, friedfertig höchstens nach erfolgter Sättigung. Wenn behauptet wird, daß gleichwohl, von den Ur Anfängen überlieferter menschlicher Geschichte an, selbst bei den kampffrohesten und kriegsgewohntesten Völkern der Wunsch sich regte, einen Zustand friedlicher Gemeinschaft an die Stelle blutiger Gewalt zu setzen, so dünkt mich dies in dieser Formulierung falsch. Das Verlangen nach einer solchen Welt des Friedens wurde den Völkern von ihren Ideenbringern eingeredet, diesen an der Realität der Welt leidenden und mitleidenden Weisen, Philosophen und Religionsstiftern. Die Volksgemeinschaften hörten zwar willig zu, begeisterten sich wohl auch an dem Regenbogen schimmernder Worte, der über ihrer Dumpfheit aufging, ja, sie wurden theoretisch gut und dankten ihren Ideenbringern, indem sie ihnen Denkmäler setzten, oder sie zu Göttern ernannten. Praktisch aber blieb die Masse interessenbestimmt wie zuvor und friedlich nur so lange, als es dem bösen Nachbar nicht gefiel, sie zum Krieg zu zwingen. Immer aber war ein Nachbar böse, und darum immer Krieg. Immer war eine Selbstsucht lebendig, die nicht durch friedliche Idee, sondern nur durch mörderische Tat gestillt werden konnte. Das Erbe der geistigen Ahnherren des Pazifismus, eines Buddha ebensowohl wie eines Plato, wurde auf Schlachtfeldern vergeudet und vertan. Was nützt es, daß schon bei den Stoikern und bei Marc Aurel der Gedanke der internationalen Organisation, das Ideal des Weltstaates aufflammt? Die Realität des interessenbestimmten römischen Imperiums straft

den Gedanken Lüge. Lügen gestraft wurden auch die starken pazifistischen Elemente, die in der Lehre Christi enthalten sind, und die im Urchristentum, im Kreise der Kirchenväter und später in der Kirche des Mittelalters stets Vertreter der Friedensideale erstehen ließen. Kein geringerer als der heilige Augustinus und Thomas von Aquino mühten sich um die Idee. Und doch ist in keinem Zeichen so unendlich viel Menschenblut vergossen worden, als in dem des Kreuzes.

Es ist interessant, die Wechselwirkung zu beobachten, die sich in der Geistesgeschichte der Neuzeit aus der Vereinigung der Friedensbotschaft des Christentums mit den humanistisch erfaßten Überlieferungen des klassischen Altertums ergibt. Im Reiche der Idee entspringt aus dieser Verquickung die erste durchaus modern anmutende Auffassung internationaler Gemeinschaft, wie sie die Humanisten Erasmus von Rotterdam zu Anfang des sechzehnten und Hugo van Groot, „der Vater des Völkerrechtes“ im siebzehnten Jahrhundert bekunden. Ihnen folgen im Deutschland des dreißigjährigen Krieges Samuel Freiherr von Pufendorf und Christian Thomasius. In Frankreich ergötzt Fenelon Ludwig XIV., den stets raubbereiten „Sonnenkönig“ durch pazifistische Ideen, und in England wirbt der Philosoph Locke als Friedensfreund. Im Reich der zweckbestimmten Realität wimmelt es gerade in diesen Jahrhunderten von besonders gewissenlosen Raub- und Prestigekriegen. Und wenn wir hören, daß sogar von zwei Königen, Georg von Podjebrad im fünfzehnten, und Heinrich IV. von Frankreich um

die Wende zum siebzehnten Jahrhundert Pläne zur Befriedung der Welt durch internationale Organisation ausgingen, so mutet diese Reueanwandlung erprobter Sünder ungefähr so an, wie wenn eine satte Kurtisane auf ihre alten Tage von Sehnsucht nach gottwohlgefälliger Jungfräulichkeit erfaßt wird. Immerhin schreitet die Idee kontrovers der Wirklichkeit unaufhaltsam fort. Sie gipfelt im achtzehnten Jahrhundert in dem dreibändigen Werk des Abbé de Saint Pierre „Projet de la paix perpetuelle“. St. Pierre sah darin 1716 schon eine Föderation aller christlichen Staaten vor. Er organisierte sie in einem Senat und in vier ständigen Verwaltungsämtern, er regelt das Verständigungsverfahren und setzt als letzte Instanz ein Schiedsgericht ein. Diese internationale Organisation wird vervollständigt durch die Forderung allgemeiner Abrüstung auf ein Mindestmaß von Truppenmacht und durch Bundesexekution gegen den Friedensbrecher.

Von da ab geistert das holde Schemen des Völkerbundes ruhelos durch die papierene Welt des Pazifismus, der im 18. und 19. Jahrhundert eine mächtige literarische Entwicklung nimmt. Von Rousseau, der St. Pierre zu weitester Publizität verhilft, über Leibnitz, Montesquieu, Voltaire, Diderot, Turbot, zu Swift, Hume, Lessing, Herder und Kant wölbt sich die Kurve. Sie umspannt die meisten bedeutenden Denker dieses Zeitraumes. Die Abhandlung „Zum ewigen Frieden“ ist ein Vermächtnis des großen Philosophen an die Menschheit kommender Jahrhunderte, die frohe Botschaft eines neuen Bundes.

Auf Kants Spuren wandeln im Reiche der Idee Schelling, Jean Paul und der Fichte der vorna-
poleonischen Zeit. Im 19. Jahrhundert erhält der
Pazifismus Mitkämpfer an der Sozialdemokratie.
Jetzt tritt er aus dem Gebiet des geistigen in das
des politischen Betriebes über. Er bedient sich der
politischen Propaganda und organisiert sich. Frie-
densgesellschaften entstehen, zuerst in England,
dann in den meisten anderen europäischen Län-
dern, die es sich zum Ziel setzen, die öffentliche
Meinung im Sinne des Weltfriedens zu beeinflus-
sen und auf die Regierungen im Geiste der Abrü-
stung und des Schiedsgerichtsgedankens einzuwir-
ken. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wer-
den die internationalen Weltfriedenskongresse
eine ständige Einrichtung. 1899 wird im Haag
über Anregung des Zaren Nikolaus ein Friedensge-
richtshof geschaffen und in einem schönen Palast
zu guten Reden verurteilt, die munter bis zum
russisch-japanischen Kriege fortgeführt werden,
um dann in kraftlosen Protesten zu verröcheln.
Überhaupt darf gesagt werden, daß es dem Pazi-
fismus theoretisch auch im Schoße der Regierun-
gen niemals an wohlmeinenden Gönnern und
Freunden gefehlt hat. Der Logik der pazifistischen
Forderungen nach Rüstungsbeschränkung, nach
friedlicher Schiedsgerichtsbarkeit, auch nach in-
terparlamentarischer Union, verschloß sich kein
Staat. Es war sozusagen für jeden einigermaßen
„zivilisierten“ Staatsmann ein Gebot kulturellen
Anstandes, den düsteren Prophetien des Pazifis-
mus interessiert und höflich zu lauschen; prak-
tisch aber erwies sich die verhängnisvolle For-

mel „si vis pacem, para bellum“ als unumstößliches Gebot der interessenbestimmten Staatsraison im waffenstarrenden Europa. Es nützte nichts, daß die ungeheuerliche Verlogenheit dieser Forderung von denkenden Minoritäten richtig verdeutscht wurde: Wenn du den Krieg willst, brauchst du ihn nur vorzubereiten. Den handelnden Faktoren der imperialistischen Welt galt der lateinische Spruch als ethische Rechtfertigung des Friedens in Waffen. Bis der Weltkrieg kam und — dann erst recht. Denn jetzt wurden die Völker mit dem Trost schlachtbankwillig gemacht, daß sie für den Frieden kämpften. Das üble Spiel mit der urteilslosen Stupidität, vulgo der Gutgläubigkeit der Masse, begann: ihre Erfassung für bedrohte Vaterländer, ihre Einstellung auf die heiligsten Güter jener, denen der Krieg ein gutes Geschäft zu werden versprach. Für den Pazifismus als einer übermenschlichen Idee war im unmenschlichen Betriebe der Staaten kein Platz mehr. Er wurde als zwischenstaatliche Ideologenschwärmerei innerstaatlich verhöhnt und nur noch standrechtlich behandelt.

Erst als das „Stahlbad“ zu lange währte, entsann man sich seiner Bekenner wieder, die aus neutralen Winkeln nicht aufhörten, dem methodischen Wahnsinn Vernunft entgegenzusetzen. Die Massenseele, gesättigt am Tode, sehnte sich nach neuem Leben.

Es ist eine seltsame und viel zu wenig beachtete Eigentümlichkeit der heillosen Menge, daß sie sich immer nach dem sehnt, was ihr im Augenblick versagt ist. In langen Friedensperioden erwächst

ihr Lust am Kriege. Könnten denn sonst die Barden von Homer bis Lauff auskömmlich von der Verherrlichung kriegerischer Heldentaten leben? Würden die Menschen ihren blutrünstigen Epen in Spinnstuben und Konzertsälen ergriffen lauschen? Der Krieg hinwieder ist für die Masse die rechte Zeit, den Frieden zu preisen. Als der Selbstmordversuch Europas nahezu vier Jahre währte, wurde alle Welt pazifistisch. In den Gräben reckte sich aus Blut und Ekel der Mensch empor, in den Hinterländern warb der Hunger für den Frieden. Das goldene Zeitalter des Pazifismus schien gekommen. Als aber der Friede geschlossen war, änderte sich bald das Bild. Die schroffe Zweiteilung der abgekämpften Welt in Sieger und Besiegte schuf auf der einen Seite soldatisches Triumphgefühl und nationalen Überchwang, auf der anderen erwuchs aus dem Vertrag von Versailles Schuldknechtschaft für die Unterlegenen, und aus ihr der Drang nach Abschüttelung dieses unwürdigen Zustandes, der Ruf nach Sühne und Wiedervergeltung —: nach Revanche. In beiden Völkergruppen ergab sich als paradoxe Wahrheit, daß der extreme Nationalismus — bekanntlich einer der Hauptschuldigen am Ausbruch des Weltkrieges — nicht nur nicht an Boden verlor, sondern mit großem Erfolge neue Anhänger warb. Bei den Siegern, weil die restlose Hingabe an das Vaterland sich bewährt hatte, bei den Besiegten, weil man in weiten Kreisen des vom Umsturz besonders hart betroffenen Bürgertums im Erstarken des vaterländischen Geistes und im Nationalbewußtsein der heranwachsenden Jugend

die einzige Gewähr für die Gestaltung einer besseren Zukunft erblickte. Die Revolutionen in Mitteleuropa, die eigentlich treffender als Meutereien aus Verdruß über das üble Kriegsende zu bezeichnen sind, brachten wohl eine politische Neuetikettierung der Völker, doch keineswegs ihre Neubildung im Sinne internationaler Verständigung. Wohl ging die Sozialdemokratie als Siegerin aus dem chaotischen Geschrei der am Kriege Betrogenen hervor. Sie machte sich regierungsfähig, vermochte aber nicht, Weltanschauungsgegensätze harmonisch zu spannen und schöpferisch zu binden. Von den kläglichen Ideologendilettantereien ihrer extremen Flügel im Regieren, den Räteregierungen in Bayern und Ungarn an, blieb die Sozialdemokratie, sobald sie in den Besitz der Exekutive gelangte, im engen Rahmen der Parteidoktrin befangen. Ihre Regierungsoptik hatte Fläche, nicht Tiefe. Sie erhöhte das Selbstbewußtsein der proletarischen Massen auf Kosten der anderen Stände und schuf mit ihrem Nivellierungsinstrument Klüfte statt Brücken. Hatten vor dem Kriege weite Kreise des freiheitlich gesinnten Bürgertums sich in Kulturfragen unzweideutig zum Sozialismus bekannt, so fand jetzt, da man die Sozialdemokratie mit fruchtlosen und gefährlichen Experimenten am Werke sah, ein Abströmen gerade dieser Kreise in das nationale, ja sogar in das ultramontane Lager statt. Mit anderen Worten: die an ihren Interessen bedrohte Bürgerlichkeit flüchtete in gesicherte, wenn auch seelisch oft gar nicht vertraute Gegenden. Aber es geschah noch ein übriges: die klassenverhetzende Experi-

mentalphysik des Sozialismus schuf eine wehrhafte Angst, schuf bewaffnete Schutzverbände, die Gegenangst Arbeiterwehren. Beide Ängste sind bereit, ihre heiligsten Güter auf den Spitzen von Bajonetten zu balancieren, wenn es anders nicht geht. Dies ist der Bereitschaftszustand von heute. In ihm harrt die Welt wieder einmal des Entscheidungskampfes um Interessen. Rechts ein extremer Nationalismus, der mit Gummiknütteln und Revolvern zum Kampf gegen den „inneren“ Feind gerüstet ist, und sich gegen den äußeren durch die Pflege kriegerischer Tradition moralisch ertüchtigt, links die militante Internationale, die, Reaktion witternd, bereit ist, ihre Errungenschaften bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. In der Mitte aber, sozusagen ohne rechte Sitzgelegenheit, die übernationale Organisation des Pazifismus, dem bei dieser Teilung der Erde offensichtlich die Rolle des Poeten zufällt.

So äußert sich, grob skizziert, die seelische Auswirkung des großen Krieges im besiegten Mitteleuropa. In den Siegerländern ist der Pazifismus natürlich noch weit mehr in die „leidende“ die literarische Form gedrängt und der tätigen entzogen. Er läuft dabei Gefahr, in das Austragstüberl der Manifestanten zu geraten, die nur in sich oder im Kreise ähnlich gerichteter Widerhall wecken, ohne Aussicht, das stumpfe Ohr der Menge zu gewinnen.

Nun steht es aber außer jedem Zweifel, daß der Pazifismus nur dann auf die Gestaltung des Menschheitsschicksals entscheidenden Einfluß zu gewinnen vermöchte, wenn es gelänge, ihn der Mas-

se vertraut zu machen, gerade so, wie es ihr heute die Begriffe Vaterland, Kirche, Nation, oder auch Internationale sind. Auch diese gefühlsgeheiligten Komplexe waren den Völkern nicht eingeboren, sie sind vielmehr geschickt in sie hineingetragen, hineinkomponiert worden. Mit allen Mitteln schöpferischer Organisation, mit aller Routine des Seelenfanges wurde bewiesen, daß es heilbringend, also nützlich wäre, diese Begriffe recht kräftig zu bejahen. Von dem Augenblick ab, da es gelungen war, mit diesen Heiligkeiten die Masseninstinkte zu „ködern“, galt die Gegenprobe, erbracht durch hundert Kriege, nichts mehr. Was einmal in der Masse gefühlslebendig ist, bleibt es, ist unausrottbar durch Not und Tod.

Wie kommt es nun, daß dem Pazifismus trotz seiner glänzenden literarischen Vergangenheit und seiner weltumspannenden Bestrebungen in der Gegenwart dieses Element jeder wahren Volkstümlichkeit — gefühlsmäßige Bejahung — versagt blieb? Die Antwort ist verzweifelt einfach: Weil es nicht gelang, ihn glaubhaft zu machen. Er hatte den niemals populären Erfolg des recht behaltenden Pessimisten bei den Besiegten, bei den Siegern nicht einmal den. Wohl hockt er gewissermaßen auf den richtig prophezeiten Trümmern der Welt und beweint sie; die an den Trümmern Schuldigen aber recken drohende Fäuste aus dem Schutt, und der wehrhafte Patriotismus operiert mit dem Trost: Im Felde unbesiegt. Das sind, in der Geste wenigstens, schöpferische Resultate. Sie stacheln das Selbstbewußtsein der Menge, weil sie ihm schmeicheln.

Der Pazifismus, in die Altmännerhäuser der Friedensgesellschaften gebannt und auf Kongressen zu Reden verurteilt, vermochte den Völkern bisher nur die negative Genugtuung zu vermitteln, daß er ihr Unheil richtig diagnostiziert hatte. Die positive seiner Heilkraft blieb er schuldig. Während Nationalismus und Internationale ihre Rezepte in der Hexenküche der Wirklichkeit brauten und mit ihnen Erfolge erzielten, blieb der Pazifismus in seinen Ideenlaboratorien und filterte den Niederschlag der Hirndämpfe seiner Weisen in Bücher und Schriften, die immer wieder nur von Pazifisten gekauft, gelesen und kommentiert wurden. Die Bewegung geriet in den Leerlauf eines wissenschaftlichen Betriebes, der sich durch Inzucht ununterbrochen befruchtete, ohne den lebendigen Kontakt mit der niemals wissenschaftlichen, sondern glaubensgierigen Menge zu gewinnen. Der Pazifismus darf aber, soll er auf die Gestaltung der Welt wirklichen Einfluß nehmen, nicht Wissenschaft bleiben, sondern muß Glaube werden. *Credere, quia non absurdum* — Glauben finden, nicht bloß bei den Minderheiten schwärmerischer Edelmenschen, sondern in der Mehrheit des indolenten Durchschnitts: Darauf kommt es hier an.

Diese Erkenntnisse haben sich in den Jahren nach dem Kriege als Stoßkräfte ausgewirkt und die Friedensbewegung auf eine neue Bahn gedrängt. Die Krise, in der sie steckt, bleibt davon freilich vorerst noch unberührt. Sie ist bedingt, nicht nur durch das Erstarken aller friedensfeindlichen Gewalten, nicht nur durch die Frage, die

eine Schicksalsfrage des Pazifismus überhaupt ist, ob es im Hinblick auf die Urnatur des Menschen jemals gelingen kann, die gelegentliche Friedlichkeit einzelner Individuen in eine Massenbewegung zu transponieren, sondern auch durch beträchtliche Meinungsverschiedenheiten über das Aktionsprogramm in der Friedensorganisation selbst. Aber immerhin ist die Abspaltung eines aktivistischen Flügels von den, in theoretisierendem Dämmer versunkenen, Friedengesellschaften bemerkenswert, wie er sich in Deutschland vollzogen hat.

Militanter Pazifismus, aktive Resistenz gegen den Krieg! Das sind die Schlagworte, die der Aktivist Kurt Hiller und seine Freunde mit viel guten Begründungen in die Welt schmettern.

„Zum Ungehorsam gegen ein verbrecherisches Gesetz fordere ich euch auf, falls gesetzgebenden Metzgern beifallen sollte, abermals die allgemeine Wehrpflicht über uns zu verhängen. Verächtlich, wer einem Gestellungsbefehl Folge leisten wird, es sei denn, daß er für lobenswert hält, zu töten, und für begehrenswert, sich töten zu lassen.“ Also spricht Kurt Hiller. Das Echo im zwangsbefriedeten Deutschland steht dahin. Denn es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß es in der Ludendorff-Jugend und in der Gefolgschaft Hitlers heute schon viele gibt, die es für lobenswerter halten, zu töten, und für begehrenswerter, sich töten zu lassen, als in der Schmach der Knechtschaft zu leben. Das ist eben der entsetzliche Fluch des militaristischen Gewaltfriedens, daß er kriegerisches Denken bis zum geistigen Kannibalismus ver-

schärft hat. Angesichts der brutalen Machtpolitik Frankreichs, wird der Ausspruch eines rheinischen Pazifisten begreiflich: „So lange uns hier und an der Ruhr die Franzosen im Nacken sitzen, ist's alle mit meinem Pazifismus. Um diese Schande zu beenden, nähme auch ich das Gewehr.“

Dieser Mann wird die Annahme der Hiller'schen Formel unter allen Umständen weit von sich weisen. Er gehört zu jenen zahlreichen Mitläufern der Bewegung, die bürgerlich, also immer irgendwie national betont sind, und sich's daran genügen lassen, Pazifisten zu heißen, solange nicht einer ihrer gefühlsgheiligten Komplexe bedroht ist. Diese halbschlächtigen Friedensfreunde, diese „zwei Seelen ach — Pazifisten“ sind aber für die Aktion wertlos, denn sie werden niemals pazifistisch handeln, sondern nur — und auch das mit wesentlichen Vorbehalten — pazifistisch denken. Darum ist der rheinländische Friedensfreund ein Typus, der weitverbreitetste der species homo pacifer relativus. Und dies nicht nur in Deutschland. Für Frankreich hat ihn René Lauret im Handbuch der Friedensbewegung treffend folgendermaßen gezeichnet: „Sprich mit einem Bauer, einem Bürger, einem Arbeiter. In neunundneunzig von hundert Fällen wird er dir seinen Abscheu vor dem Kriege, seinen brennenden Wunsch, die Wiederkehr einer Katastrophe wie der von 1914 ehrlich bekunden. Fordere denselben Menschen auf, seine Ansicht öffentlich auszusprechen, er wird es nicht wagen. Frage ihn, ob er Pazifist sei, er wird den Kopf schütteln. Das Wort erschreckt ihn. Noch viel weniger könnte die

Rede davon sein, ihn zum Eintritt in eine Vereinigung, zur Teilnahme an einer Propaganda . . . zu bestimmen. Es ist die Scheu vor Worten, denen in den Augen patriotisch gesinnter Menschen ein verächtlicher Sinn innewohnt. Defaitismus zum Beispiel ist ein solches. Es gilt . . . als Ausdruck der Schwachheit, ja, des Landesverrats. Und so mündet das Bekenntnis der im Unterbewußtsein zweifellos friedliebenden, aber ach so anonymen Masse in den vorsichtigen Satz: „Gewiß, wir wollen den Frieden, aber wer könnte uns beschuldigen, Pazifisten zu sein?“

Und wie sieht es in Rußland aus, das die Herrschaft des Proletariats verwirklicht hat? Dort hatte der Bolschewismus sich in seinem Geburtsjahr 1917 ein weithin leuchtendes pazifistisches Mäntelchen umgetan. „Nieder mit dem kapitalistischen Raubkrieg! Friede! Freiheit!“ war seine Losung. Aber schon sehr bald hat er sein wahres Gesicht gezeigt. Die Internationale Lenins und Trotzkijs hat an Stelle des imperialistischen Machtblocks einen proletarischen geschaffen. Sie hat die Ausgebeuteten zu Ausbeutern gemacht und diesem Reformwerk den Mantel des Kommunismus umgetan, damit sich hinter ihm — als einer spanischen Wand — ein neuer Kapitalismus kostümieren könne und eine neue Armee, die sich heute, wo der Prozeß dieser Wiedergeburt schon ziemlich abgeschlossen ist von der alten zaristischen nur durch die Farbe unterscheidet. Denn wie überall, ist mit dem neuen Geld auch eine neue Bürgerlichkeit hoch gekommen, die national russisch fühlt. Der Weltrevolutionär mit seiner internationalen Welt-

brüderlichkeit ist verschwunden und an seine Stelle der Nationalbolschewist getreten, der in der Armee ein mächtiges Werkzeug zur Zusammenhaltung und eventuellen Wiederherstellung des zerstückelten Vaterlandes sieht. Auch unter den exilierten bürgerlichen Intellektuellen macht sich eine ähnliche Strömung geltend. Ein genauer Kenner der derzeitigen Verhältnisse sagt hierüber Folgendes: „Sie, die unter Kolttschak und Wrangel gegen den Bolschewismus kämpften, sind mehr und mehr bereit, sich mit ihm auszusöhnen, weil sie die jetzige rote Armee als ein gewaltiges Instrument zum nationalen Wiederaufbau betrachten und genau wissen, daß die Bolschewiken, die — wie einst Kolumbus — auszogen, um ein kommunistisches Indien zu entdecken, schließlich an einem gutbürgerlichen Amerika landen werden.“

Vom Rußland Lenins und Trotzkijs, das den frechsten Bauernfängerschwindel der neueren Geschichte im Zeichen des Friedens begonnen und mit Blut und Eisen erfolgreich beendet hat, zum Tschechien des Pazifisten Thomas Masaryk ist ein zwar weiter, aber gleicherweise erbaulicher Weg. Masaryk, der Denker von europäischem Format, der als Ideologe überzeugter Friedensfreund, als Realist aber tschechischer Nationalist ist, hat bald nach der Erfüllung seines Lebenstraumes den folgenden, programmatischen Satz ausgesprochen: „Nicht durch Gewalt, sondern durch Frieden, nicht durch das Schwert, sondern durch den Pflug, das will der böhmische Genius.“ Aber derselbe Genius hat Tschechien unter allen Sukzessionsstaaten auch die stärkste Armee geschenkt. Als

Ungarn nicht sofort gefügig war, das gute Recht dieses Genius nach Einhamsterung von ein paar „friedlich“ erworbenen Komitaten anzuerkennen, da war Tschechien das erste Land nach dem Weltkriege, das klaglos mobilisierte, oder um mit seinem Präsidenten bildhaft zu sprechen — das von der Pflug- — auf die Schwertseite fiel.

Masaryk sagte damals zu einer Deputation des Parlaments: „Unsere Republik bedeutet Friede. Wir wollen nicht den Krieg. Wir haben ihn nicht vorbereitet, aber wir sind auf der Hut.“ — Ist es einem da nicht, als ob man eine offizielle Stimme aus dem k. u. k. Jenseits hörte, eine jener jetzt so verfeimten Stimmen, die alle friedfertig waren, wenn auch nicht um jeden Preis? Wir sind auf der Hut! Das heißt: Der als Ideenträger zweifellos konsequent pazifistische Gelehrte Masaryk läßt als Repräsentant des interessenbestimmten tschechischen Staates lediglich jene Friedensbereitschaft lebendig werden, die alle Großstaaten bis zum Ausbruch des Weltkrieges erfüllte. Sie alle waren nur auf der „Hut“, aber eben darum wohlgerüstet, sie alle hatten auf den Giebeln ihrer Kriegsgebäude den scheinpazifistischen Wahlspruch: „Si vis pacem, para bellum.“ Und sie alle zogen in den Krieg, um der Welt den Frieden zu erstreiten.

Es ist der alte Zirkel, der seit Anfang der Welt die fragwürdigen Sophismen der „Moral mit dem doppelten Boden“ sinnig umreißt. Aber was dabei herauskommt, ist ein Pazifismus, unter ironische Gänsefüßchen gesetzt, keineswegs Friede.

Angesichts dieser, durch das wache Tatleben, jedem Denkenden aufgezwungenen Erkenntnis

wirkt es geradezu burlesk, wenn in Handbüchern der Friedensbewegung das Erstarken der pazifistischen Ideen in allen Staaten von Abessinien bis Uruguay festgestellt wird. Was nützen alle Ligen und Vereine, alle Kongresse und Resolutionen, was vermögen die „Waffen nieder!“ Rufe von Vereinsbrüdern und Schwestern, wenn ihre Staaten, die Waffen in der Hand, auf der Hut sind? Vor allem aber, wenn es gelingt, überall genügend Waffenträger und Waffenschwinger auf die Beine zu bringen, um den Frieden zu beschützen?

Der aktivistische Pazifismus muß, soll er nicht wie der bürgerliche, als Vereinsangelegenheit versintern, sich andere Hilfskräfte suchen, als das in Vereinskreisen widerhallende Wort. Er muß sich nach Bundesgenossen außerhalb seiner Reihen umsehen, Werbe- und Bekehrungsarbeit leisten, vor allem aber auf die Jugend Einfluß zu gewinnen trachten, die ja die Trägerin aller Zukunft ist. Bevor dies alles jedoch wirksam werden kann, muß der militante Pazifismus in erster Linie zu einer klaren Formung seines praktischen Wollens gelangen, er muß zielgerichtet sein. Krieg dem Kriege ist ein verschwommenes Schlagwort, die absolute Gewaltlosigkeit des Tolstoiismus als Operationsbasis für die Massenaktion eine platte Unmöglichkeit. Nazarener und Duchoborzen wird es zwar immer geben, aber es wäre für jeden Kenner der species Massenmensch schlechterdings Vermessenheit, zu glauben, daß diese kleinen Sekten passiver Erdulder jemals populär werden, Keimzellen zu einer wuchernden Organisation bilden könnten.

Die Antigewaltlehre erfordert überhaupt sehr wesentliche Einschränkungen, soll sie nicht zu einer kindlichen Gedankenspielerei reiner Toren werden. Die Forderung „Krieg dem Kriege“, eindeutig gefaßt, verneint zum Beispiel die Berechtigung der Kollektivnotwehr einer vergewaltigten Schichte, schließt den Verteidigungskampf aus, überantwortet also derart gerichtete Menschen widerstandslos ihren Ausbeutern. Kurt Hiller, der Aktivist, drückt sich um dieses Problem mit rhetorischen Fragen, die zwar keinen Zweifel über seine eigene Meinung lassen, den Rattenkönig pazifistischer Verlegenheit in dieser kardinalen Frage aber keineswegs entwirren. Er sagt: „ . . . Wie steht's, wenn akut Vergewaltigte, weit über die Grenze einer Klasse hinaus die erdrückende Mehrheit des Volkes bilden und die ordentliche Polizei zu schwach ist, den Vergewaltigten zur Raison zu bringen — zu schwach . . . oder zu schwankend? Darf da, muß da das Volk nicht zur Selbsthilfe greifen, selber Polizei, selber Kriminal werden? Wie? Massenstreik? Gewiß. Aber falls der gegen das Raubrittergezücht einmal nichts fruchtet? Es ist ein Problem, (für Pazifisten, für Lebensheiliger das verflixteste) es muß durchwungen werden.“

Mit anderen, weniger plastischen Worten: das Recht auf Revolution muß vom Pazifismus unangetastet bleiben, sonst kann er sich ja selbst nicht durchsetzen, er, der die seelische und körperliche Resistenz der vom Kriege Vergewaltigten zur Voraussetzung hat. Der Zwiespalt aber klafft weiter: ethisch unter allen Umständen ein Lebensheiliger,

und real unter Umständen ein Barrikadenkämpfer sein zu sollen. Es ist ein hartes „Wringen“. „Was den Bürgerkrieg anlangt,“ fährt Hiller fort, „so versteht es sich für unsereinen von selbst, daß wir ihn nicht minder entschieden verwerfen, als den Staatenkrieg und daß wir gegen ihn zu predigen haben; bricht er indeß allen pazifistischen Beschwörungen zum Trotz einmal los, so müssen wir wissen, auf welche Seite wir gehören, — wir, das heißt, unser Herz, vielleicht sogar unsere Hand. — Ob auch die Hand, wird dann keine Frage der Ethik, sondern eine Frage des Naturells sein.“ Oder schlicht deutsch: „Auch der Pazifist wird, wenn sein Naturell es zuläßt, sich faute de mieu für den Pazifismus zu r a u f e n haben.

Mit diesem Eingeständnis stehen wir aber beim Ideengang des rheinländischen „Auchpazifisten“, nur mit dem Unterschied, daß jener als nationaler Deutscher den Verteidigungskrieg für das bedrohte Vaterland anerkennt, während der Sozialist Hiller dem Revolutionär das Recht zuspricht, sich gegen Vergewaltigung zu wehren. Das aber sind lediglich Nuancen, die das Wesentliche unberührt lassen: nämlich, daß das Grundprinzip des theoretischen Pazifismus — absolute Gewaltlosigkeit — von der Interessenbestimmtheit des praktischen desavouiert wird und darum in seinem Katechismus nur noch relative Geltung haben darf.

Diese Wahrheit einmal zugegeben, erscheint es begreiflich, daß der unbefangene Beobachter mancher These des aktivistischen Pazifismus Skepsis entgegenbringt. So wenn verkündet wird: „Der stärkste Machtfaktor, der dem Militarismus gegen-

übersteht, ist die organisierte Arbeiterschaft.“ Denn die Arbeiterbataillone sind ja selbst militaristisch erfaßt und haben ihre Freude an der roten Soldatenspielerei, an stramm defilierenden Wehren, kurz, am Rüstzeug, wofern es nur ihren Interessen dient. Von einer pazifistischen Einstellung der proletarischen Massen ist kaum eine Spur zu merken, es sei denn, daß man die Grüppchen belanglos vegetierender „herrschaftsloser Sozialisten“ als Parteigänger des Friedens gelten lassen will. Wie aber das Proletariat, wenn es einmal regiert, sich zum Frieden stellt, das hat das bolschewistische Rußland wohl geradezu klassisch erwiesen. Das billige, sozialistische Demagogenaxiom: „Die herrschende Klasse, das heißt, die heilige Allianz zwischen imperialistischer Machtgier und dem geschäftlüsternen bourgeoisen Kapital verschuldet den Krieg“, hat durch die Sowjetrepublik der Arbeiter und Bauern eine gründliche Revision erfahren und müßte gerechter Weise lauten: Jede Klasse, die herrscht, verschuldet den Krieg, wenn es ihren Interessen entspricht, ihn zu führen. Und dies nicht etwa bloß, wenn es gilt, diese Interessen gegen drohende Vergewaltigung zu verteidigen. Jede herrschende Klasse wird auch stets bereit sein, anderen Klassen ihre Interessen aufzudrängen, um deren Anerkennung mit Gewalt durchzusetzen. Die Weltrevolution z. B. war in ihrer Zielrichtung und Durchführung von ihren Propagandisten keineswegs friedlich gedacht. Im Gegenteil: die Idee sollte in einem grandiosen Angriffskrieg dem kapitalistischen Westen zugebracht werden. Stoßkraft von Millionen Leibern

sollte letzten Endes das Zwingende sein, nicht die Logik des Arguments. Wenn das Proletariat Rußlands sie uns in dieser imperialistischen Form unter dem wenig originellen Motto: „Die Idee will es!“ schuldig blieb, so lag dies nicht am Versagen der napoleonischen Energien und Ehrgeize seiner Führer, sondern einzig und allein an Widerständen technischer Art. — Womit nichts anderes begründet werden soll, als daß es für den Begriff Krieg vom pazifistischen Standpunkte aus vollkommen irrelevant ist, welches Machtwollen ihn verschuldet, ob das „souveräne“ Volk oder ein Souverän, ob die Ausbeutergier irgend eines imperialistischen Machtkonzerns, oder die Ausgebeuteten selbst, die natürlich nur darum für den Krieg zu haben sind, weil sie Ausbeuter werden wollen.

Angesichts dieser Tatsachen, die immer wieder das drückende Bekenntnis rechtfertigen, daß nicht die Vernunft, nicht die Menschlichkeit, nicht der Geist Recht haben, sondern die interessenbestimmte Mehrheit, die triebhaft amoralisch mit sich handeln läßt, wie es ihre Führer wollen, ist es einleuchtend, daß der praktische Pazifismus sich mit einem Kompromiß bescheiden muß, das ungefähr so zu formulieren wäre: Der Verteidigungskampf gegen die Vergewaltiger der obersten pazifistischen Forderung nach Unantastbarkeit des menschlichen Lebens ist pazifistische Pflicht. Er ist mit allen Mitteln der passiven Resistenz — Streik, Verweigerung der militärischen Dienstleistung — zu führen. In seinen äußersten Folgerungen bedingt und rechtfertigt er den aktiven Widerstand, die Revolution. Zur Weckung des Ver-

ständnisses für den Schiedsgerichtsgedanken in den Völkern ist die regste aktivistische Propaganda für den Ausbau des Völkerbundes und der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit in das Volk zu tragen. Ebenso ist internationale und übernationale Werbearbeit zu leisten für die einzige Voraussetzung zur praktischen Brauchbarkeit dieser schon vorhandenen, aber bisher kraftlosen Institutionen —: der Schaffung eines paneuropäischen Staatenbundes.

Ein derart zielgerichteter und interessenbestimmter Pazifismus ist in seinem Wollen nicht ganz so hoffnungslos, wie jener andere, der das Übel des Krieges, zwar richtig diagnostiziert, aber immer nur papierene Rezepte zu seiner Bekämpfung bereit hält. In der Apotheke der Wirklichkeit ist Einiges immerhin wirklich geschehen. Denn wenn auch die paneuropäische Staatenunion noch in weiten Fernen liegt, so ist doch ihre Keimzelle, der Völkerbund, vorhanden. Ein Torso zwar, dessen halbe Ohnmacht sich wiederholt erwies, aber doch die erste und einzige Instanz, um eine höhere Menschlichkeit in Zukunft regierungsfähig zu machen. — Ich persönlich bin freilich der Meinung, daß es vorerst neuer Erfolge des militanten Nationalismus bedürfen wird, wie er sich im Faschismus Italiens, im Gloiresadismus Frankreichs und der — menschlich vollauf begreiflichen — Rachegier Deutschlands äußert. Ich glaube, daß die Menschheit durch neue Kriege hindurchgehen müssen, ehe die Idee des Völkerbundes und der Vereinigten Staaten von Europa als ein zwingendes Ergebnis der interessenenttäuschten Völ-

kertorheit sich restlos durchsetzen wird. Dann könnte der Pazifismus die ungeheuerste Massenbewegung aller Zeiten werden. Heute muß er sich darauf beschränken, das Weltgewissen durch schöpferische Organisationsarbeit wachzurütteln. Zu solcher Aktivität fehlt es ihm nicht an Bundesgenossen, die, taktisch richtig geführt, die — wie wir gesehen haben — ungemein schwierige Aufgabe der Erziehung der Massen zum Frieden fördern können. Neben mehreren religiös gerichteten Gemeinschaften stehen an großen Verbänden die „Gesellschaft der Freunde“, der „Bund der Kriegsdienstgegner“ und die bedeutende, in angelsächsischen Ländern einflußreiche Sekte der Quäker auf pazifistischer, wenn auch nicht allseits aktivistischer Basis. Die bessere, schönere, und — wie wir hoffen wollen — auch friedlichere Menschheitshälfte besitzt seit einigen Jahren in der „Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit“ ein Sprachrohr.

Diese wahrhaft weltumspannende Gemeinschaft hat vor einigen Jahren in Wien einen Kongreß abgehalten und es war ein ästhetisch spirituelles Vergnügen, den Damen zu lauschen, die alle, welcher Nation sie auch angehören mochten, den Krieg anmutig verdammt. Hoffen wir, daß es den Bemühungen der Frauenliga gelingen wird, nicht nur die Männer zu Aktivisten des Friedensgedankens zu erziehen, sondern vor allem der heranwachsenden weiblichen Jugend das Mannesideal zu reformieren. Bis vor kurzem war dies zweifellos — und ganz besonders bei deutschen Gretchen und Klärchen — der Leutnant. Er stand

so schön „auf der Hut“, rein optisch schon ein Vergnügen, ein von Romantik umwitterter Vertreter höchster Manneswürde und absoluter Sieghaftigkeit. Was an Mädchen und Frauen seelisch courths-mahlerte — und das ist eine erschütternd große Mehrheit — das bejahte im Leutnant den Helden, den Vertreter reizvollster Männlichkeit. Es konnte mutatis mutandis auch ein Gefreiter sein, wesentlich war nur, daß der Soldat einer kämpfenden Waffengattung angehörte, weshalb auch Sanität und Train das heroische Ideal erfolgloser verkörperten, als etwa Kavallerie und Infanterie. Der Zivilist fiel in jenen barbarischen Zeitläuften als Objekt zu schwärmerischer Hingabe tief unter das Maß. Er war Nährmann, nicht Abgott. Das Weib im Zustand erotischer Verzückung bejaht aber instinktgemäß nicht nur den Mann schlechtweg, nicht nur den Geliebten, sondern auch die Zielrichtung seines Intellekts. Es wird ihm zu eigen, es fühlt sich in ihn ein. Es will mit seinen Augen sehen, mit seinen Ohren hören und schließlich mit seinem Hirn denken. Ihm nachdenken.

Der Kult am Krieger, wie wir ihn im Weltkrieg erlebt haben, zeitigte geradezu Bewunderungspsychosen in der vom heroischen Ideal besessenen Weiblichkeit.

Ich entsinne mich aus der sibirischen Gefangenschaft, daß viele Verlobungen nur deshalb gelöst wurden, weil es den Bräuten eine Schmach dünkte, ihre „Zukünftigen“ gefangen zu wissen. Eine besonders blutrünstige Amazone schrieb ihrem Bräutigam auf einer Ansichtskarte, die einen Bajonett-

angriff sinnig verherrlichte: „Es wäre mir lieber, Du lägest auf einem der ruhmreichen Schlachtfelder, als daß Du zwecklos gefangen sitztest, während das Vaterland blutet. Dies ist meine letzte Ansichtskarte. Adieu! Ich betrachte den Bund unserer Herzen als gelöst.“ — Im Hinterlande der siegreichen Vaterländer blieb der kokett Verwundete, der Held mit der schwarzen Stirnbinde und Armschlinge Trumpf, und wenn er außerdem noch schön dekoriert war, flogen ihm die Herzen scheffelweise zu. Bis zum Frieden hin. Dann freilich wurde der müde und abgekämpfte Leutnant trotz seiner Wunden und Orden abgesetzt. Er wandelte sich in das merkantilistisch-heroische Mädchenideal: den Valuten erobernden Bankbeamten, den Schieber und jugendlich kühnen Börsenaner.

Aber der war doch eigentlich nur ein Heldenersatz im niedergebrochenen, auf Ersätze angewiesenen Europa. Im Unterbewußtsein sehnt sich der Durchschnitt der weiblichen Jugend immer wieder nach der von Operettenluft umschmeichelten Verkörperung des ästhetisch Kühnen. Der Leutnant ist nicht tot, er lebt zeitgemäß weiter in allen gut kostümierten Verächtern der Heiligkeit des Lebens, mögen sie nun Flieger, Rennfahrer oder Mitglieder kriegerischer Organisationen sein. Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß die jugendlichen Desperados der Revanche, wie sie in den zahlreichen Bünden Deutschlands und Österreichs in Bereitschaft sind, von schwärmerischen Parteigängerinnen zu „Ruhmestaten“ eher angefaßt, als von ihnen abwendig gemacht werden.

Ein Urdrang des primitiven, aber gerade darum reizvollen Weibes, zieht es eben weit eher zum Gladiatorentyp — im weitesten Sinn genommen — zum Duellanten, Stierkämpfer, Boxer und Ringer, als zum muskelschwachen Hirnmenschen, mag der auch noch so überzeugend beweisen, daß der Gladiator ein brutaler Idiot und Selbstmordkandidat ist. Das animalische Weibchen erschauert wohl vor dem Unhold, aber es bejaht ihn just weil es erschauert. Die Sabinerinnen sind, als sie mit viel Schneid geraubt wurden, sicherlich nur offiziell entrüstet gewesen und haben sich mit den Räubern gewiß auf halbem Wege schon trefflich abgefunden. Wie es ja überhaupt den Anschein hat, als ob das Weib seinem naturhaften Wesen nach niemals radikal pazifistisch sein könne. Ist es doch auf das Erobertwerden angewiesen. Immer wartet es darauf, angegriffen zu werden und ergibt sich am liebsten dem Kühnen.

Nun gibt es freilich eine vorgeschrittene Weiblichkeit, die die magdliche Abhängigkeit vom Manne als schmachvollen Atavismus bekämpft. Diese mehr spiritueller als animalischer eingestellte Schicht nachdenksamer und denkender Frauen sieht im Mann den gleichberechtigten Gefährten, nicht den Eroberer und Herren. Sie bemüht sich, das Käthchen-von-Heilbronn-Idol auszurotten, dessen gefühlsüberwucherte Gedankenlosigkeit die Hörigkeit des Weibes verschuldet. Derart gerichtete Frauen, die außerhalb des Alkovens als kritische Kameraden auf den Mann eingestellt sind, werden seiner Erziehung zum Pazifismus die wertvollsten Dienste leisten

können. Einmal, indem sie ihren Männern und Freunden die Verderblichkeit der kriegerischen Weltordnung mit fanatischer Beharrlichkeit einhämmern, dann, indem sie ihren Kindern mit der Muttermilch schon Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Lebens und Abscheu vor dessen Vergewaltigern einflößen, endlich und nicht zuletzt durch unmittelbare Einflußnahme auf die heranwachsende weibliche Jugend, die mit der Pubertät sich das Idealbild vom Manne formt.

Dieses „heroische Männchenideal“, das kein echtes Weib missen will, bei ihren Mitschwestern in das höher Menschliche zu transponieren, wäre eine dankenswerte Aufgabe kluger und gütiger Frauen. Es gibt auch ein Friedensheldentum, das in keiner Weise vor der Selbstaufopferung des kriegerischen im Dienste des Vaterlandes zurücksteht, ja es übertrifft, weil es keine schimmernde Anerkennung findet, sondern nur Spott und Hohn einer verständnislosen Menge zu gewärtigen hat. Und es gipfelt nicht in einem Martyrium der großen Geste, hinter der sich die Feigheit von Drückbergern verschanzt. Seine Bekenner haben im Weltkrieg erwiesen, daß sie für ein Ideal hinter Kerkermauern zu leben und zu sterben wußten, mit der einzigen Anwartschaft, dafür von der öffentlichen Meinung des Vaterlands verachtet zu werden.

Als zu Beginn des Weltkrieges in England die allgemeine Wehrpflicht erwogen wurde, schloß sich eine Anzahl Männer aus den verschiedensten Berufsständen zu einer Vereinigung zusammen und einigte sich zur Annahme der folgenden

Formeln: „Die Genossenschaft der Kriegsdienstgegner ist eine Organisation von Männern, die erwarten müssen, im Fall der Einführung der Wehrpflicht zum militärischen Dienst eingezogen zu werden, und die sich aus Gewissensgründen weigern werden, Waffen zu tragen, da sie das menschliche Leben für heilig halten, und deshalb die Verantwortung, den Tod zuzufügen, nicht auf sich nehmen können. Sie sprechen den Regierungen das Recht ab, zu sagen, „Ihr sollt Waffen tragen“. Und werden sich jedem Versuch, die Militärdienstpflicht in Großbritannien einzuführen, widersetzen. Sollten derartige Versuche dennoch erfolgreich sein, so werden sie, was dies auch immer für Folgen haben möge, der Überzeugung ihres Gewissens eher Folge leisten, als den Befehlen der Regierung.“

Die Wehrpflicht wurde 1915 mit überwältigender Mehrheit beschlossen. Das Schicksal dieser „conscientious objectors“, oder c. o., wie man sie kurz nannte, erfüllte sich nun derart: Sie wurden einberufen und leisteten der Einberufung keine Folge. Sie wurden dann als Deserteure verhaftet und in Militärgewahrsam gebracht. Dort weigerten sie sich, den Befehlen der militärischen Vorgesetzten zu gehorchen, mit der Begründung, daß sie keine Soldaten seien, worauf sie dann vor ein Kriegsgericht gestellt und zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wurden, die gewöhnlich zunächst auf dem Gnadenwege in hundertzwölf Tage Zwangsarbeit umgewandelt wurden. Aber auch diese Arbeitsleistung verweigerten sie mit der Begründung, daß sie dem Krieg diene, worauf sie ins

Gefängnis wanderten. Nach Verbüßung der Strafe wurden sie zur Armee zurückgeschickt, wo sie wieder den Gehorsam verweigerten, wieder verurteilt und ins Zuchthaus geworfen wurden. Es gab c. o., die auf diese Weise während des ganzen Krieges in den Strafanstalten saßen mit den kurzen Unterbrechungen, die zwischen dem Ablauf der früheren und den Beginn der folgenden Strafzeit stattfanden.

Es ist natürlich leicht und billig, diese Menschen als schlaue und böswillige Narren zu bezeichnen. Sie haben den Krieg nicht verkürzt, den Frieden nicht näher gebracht. Ihr Handeln war also ergebnislos. Aber auch die ersten Christen, die sich lieber wilden Tieren zum Fraß hinwerfen ließen, als ihrem Glauben untreu zu werden, waren eine belächelte Minderheit, und wenn man jenen Märtyrerruhm zuspricht, so darf man ihn logischer Weise nicht den sechstausend Männern vorenthalten, die inmitten eines auf Tod eingestellten allmächtigen Betriebes, ohnmächtig für das Leben litten und, von allen wehrhaft tuenden Patrioten verachtet, von Schergen des Systems mißhandelt, auch vielfach in den Gefängnissen wahnsinnig wurden und starben. Sie sind Vorläufer des militanten Pazifismus gewesen, Sturmtruppen einer Idee, die, wenn die Menschheit jemals ihren Flegeljahren entwachsen soll, Überwertigkeit erlangen muß. Die Frau, die ihrem tiefsten Natursinn nach nichts anderes sein kann als eine Heiligerin des Lebens, weil sie es erschafft, es zur Welt bringt, sollte die stärkste Bundesgenossin einer Bewegung sein, die heute in einer durch Kriege

kriegerisch gemachten Welt schwerer denn je um ihre Berechtigung kämpft. Die Frau sollte aber auch und gerade, weil im geisteskranken Europa die Haßpsychose allüberall wehrhafte Selbstmordkandidaten erstehen läßt, jene Geschlechtsgenosinnen als grotesk entartet empfinden, die um der Gloriolen der „Heldenmütter“ willen den Krieg als eine Art wohllüstigen Kitzels spüren. Es sind jene, die Robert Müller in seinem tiefschürfenden Aufsatz „Ein Leutnant“ meint.

Ein Sohn fragt dort seine Mutter: „ . . . bist du dir bewußt, daß du mittels deines Sohnes Krieg führst? Während du deinen Freundinnen im Kaffeehaus von den Taten deines Sohnes erzählst, seid ihr alle Kriegshetzerinnen . . . Ihr kennt ja allerdings nichts vom Krieg, als die Auszeichnungen, die Beförderungen und vielleicht die Zeitungsnotiz mit dem Familiennamen. Aber mit diesen kleinen Rädchen zieht ihr die große Maschine auf. Ihr wollt den Sohn nicht töten, aber ihr erzieht ihn zur Ehre des Tötens. Sieh dort an der Wand die Klytemnästra. Auch sie . . . wette ich . . . hatte eine Leidenschaft zu stolzem Klatsch.“

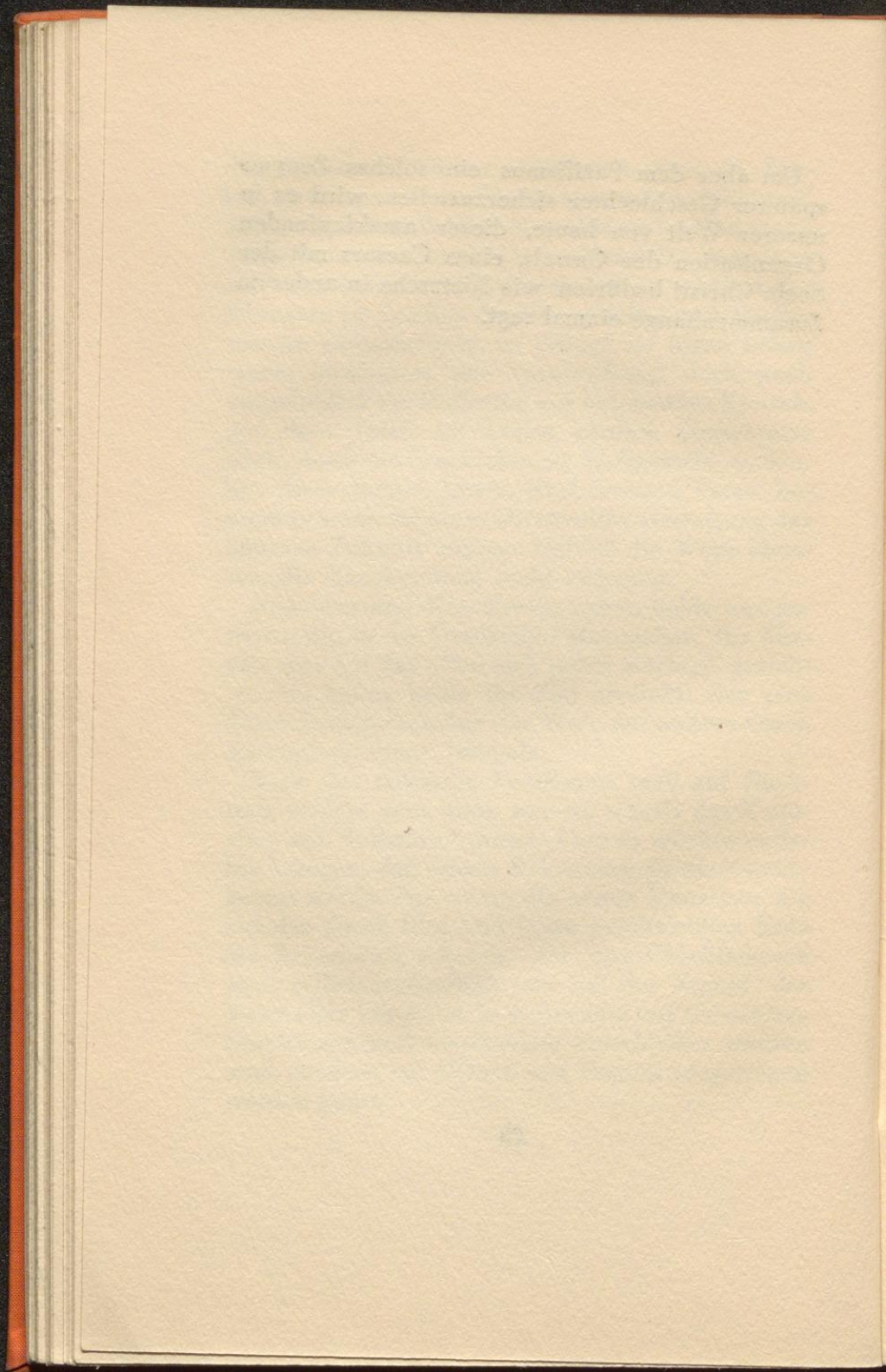
Hier ist mit skurriler Schärfe ein Schacht angebohrt, der zu den „Müttern“ führt, zu den rätselhaften, geheimnisumlauerten, widerspruchsvollen Urtiefen, nicht nur der Weibseele, nein, der Menschenseele überhaupt. Jeder Mensch hat etwas von der Klytemnästra. Die Geschichte, die er sich schrieb, zeigt eine ausgesprochene Vorliebe zu stolzem Klatsch. Die Heldenlieder, die er sich dichtete, sind, sozusagen, alle in Kaffeekränzchen entstanden, wo der Nachhall des viehischen Lärms,

den Sippen und Völker vollführten, wenn sie „hinten wo in irgendeiner Türkei aufeinanderschlügen“ sich zu epischer Schönheit verklärte. — Und wenn junge Männer heute in Deutschland das Vaterland zu retten vermeinen, indem sie sich zu rauflustigen Klüngeln im Zeichen des Rassenhaßes und der Revanche zusammentun, so drängt sie hiezu neben einem Idealismus der Verzweiflung doch auch vornehmlich die Hoffnung auf belobenden Klatsch, der ihre Taten im Kreise ähnlich Gerichteter adelt. Auch die Geschichte als Weltgericht, so denken diese jungen Leute, wird unseren Taten, besonders wenn sie einer ehrenvollen Gestaltung der näheren Zukunft unserer Heimat die Wege ebnet, die Anerkennung nicht versagen.

Napoleon und Herostratos haben beide nur gewirkt, um in die Geschichte einzugehen. Ihr Ehrgeiz war auf das „Von sich reden machen“ gerichtet. Sie haben beide ihr Ziel erreicht: der eine durch Brandschatzung der Welt, der andere durch Anzündung eines Tempels.

Auch der militante Pazifismus muß auf Nachrede erpicht sein, denn nur sie schafft das Kriterium zur Volkstümlichkeit. Aber er möchte es dahin bringen, daß seinen Bekennern dereinst nachgesagt werde: das waren die ersten Menschen, die auf der durch Blut und Eisen geschweißten Erde die Erkenntnis schufen, die uns Glücklicheren jetzt selbstverständlich ist: daß der Kampf, der Vater aller Dinge, nicht notwendig mit Gewehren, Geschützen und Gasbomben entschieden werden muß, sondern mit Hirnen und Herzen ausgetragen werden kann.

Um aber dem Pazifismus ein solches Zeugnis späterer Geschlechter sicherzustellen, wird er in unserer Welt von heute, dieser amoklaufenden Organisation der Gewalt, eines Caesars mit der Seele Christi bedürfen, wie Nietzsche in anderem Zusammenhange einmal sagt.



DIE KRISE DES ANTISEMITISMUS

DIE KRISTE DES ANTIKENTNISCHES

Ein Teil der völkisch erfaßten deutschen Jugend hat sich das Hakenkreuz zum Kampfsymbol gewählt und hofft, in seinem Zeichen zu siegen.

Wenn wir den seelischen Triebkräften zu dieser Erscheinung nachspüren, geraten wir, wie fast überall bei dem Versuch, Gegenwartsphänomene zu erforschen, in den Krieg und zwar in seine Schlußphase, wo der Zusammenbruch der Front sich im Hinterland seelisch vorbereitete, lange bevor er sich offiziell vollzog.

Das vorausahnende Tasten nach der Zukunft, die feine Witterung der Krise, bevor sie riechbar für alle in der Luft lag, die schlaue Kalkulierung einer profitlichen Neuorientierung, während draußen noch geraume Zeit durchgehalten und gestorben wurde — mit einem Wort, die elastische Weisheit des Egoismus — nennt die völkische Einstellung auf die Ereignisse jüdisch und schreibt ihr die Schuld an der Niederlage, an der Niederlegung der Waffen zu. Der berühmte „Dolchstoß von rückwärts“ wurde ihrer Meinung nach kraft dreier Komponenten wirksam. Scheu vor zweckloser Opferung hieß die eine, Gier nach zweckvoller Bereicherung die zweite, Radikalisierung des Abwehrwillens gegen ein System, das sich erfolglos zu Tode kämpfte, die dritte. Oder anders ausge-

drückt: theoretische Vorbereitung des Eselstritts nach dem Löwen hin, der im Verenden lag.

Diesen ganzen Betrieb des Zusammenbruches nennt völkische Erkenntnis gleicherweise semitisch und bemüht sich, zu beweisen, daß der Jude sein Nutznießer im Politischen, sein Ausbeuter im Materiellen geworden ist.

Ich muß, bevor ich auf mein eigentliches Thema übergehe, diese völkische Mentalität aufzeigen, denn um den Hakenkreuzler zu verstehen, muß man in seine Werkstatt gehen. — Wenn ich also die Quellen aufzudecken versuche, aus denen der Vernichtungswillen am Juden gespeist wird, so weiß jeder, der mich kennt, daß ich aus ihnen selbst nicht trinke, weiß auch, daß Rasse, Nation, Konfession, Partei für mich wenig bedeuten, viel hingegen der Mensch.

Im Weltkrieg war die Negation des Bestehenden in Rußland, Deutschland, Ungarn und Österreich schöpferisch vornehmlich im Juden geworden. Die breiten Rümpfe der Sozialdemokratie und ihres ungebärdigen Kindes, des Kommunismus, trieben scharf profilierte semitische Köpfe vor, und diese Köpfe redeten mit feurigen Zungen. Allenthalben horchten die arischen Massen auf und gehorchten. Denn die da sprachen, formten plastisch die Sehnsucht des Augenblicks nach Verdammung, nach Neuformung des Zerbrechenden, Trotzki und Radek in Rußland, Béla Kun in Ungarn, Bauer und Adler in Österreich, Liebknecht, Luxemburg. Eisner in Deutschland, um nur einige der prominentesten zu nennen —: jüdische Köpfe, feurige Zungen, leckend an vermorschtem Fundament.

Um sie gestaut, willigen Ohres, hoffenden Herzens, die Vielheit der arischen Massen. Und dies trotz des Abwehrinstinktes gegen das Fremdrassige, das als Ahnenerbe in ihnen steckte.

Völkische Phraseologie hat für diese wunderliche Erscheinung die Schlagworte Übertölpelung, seelische Überrumpelung, bereit. Wenn dies wahr wäre, würde der geistigen Kapazität der Menge ein Armutszeugnis ausgestellt, das sie trotz aller Armut im Geiste, trotz ihrer Urteilslosigkeit und Beeinflußbarkeit nicht verdient. Denn neben vielen Juden waren doch auch Christen als Vollstrecker des Volkswillens obenauf, Führer wie jene, bejubelt wie jene. Darunter der bedeutendste aller Wegesucher von gestern — Lenin. Aber warum waren die Christen, die Arier, in so verschwindender Minderzahl, warum geschah nicht das Natürliche, daß die Volksmehrheiten sich paritätisch ihre Führer wählten? Viele Christen und wenig Juden als Wegbereiter der Revolution — das wäre ein logisches Resultat gewesen. Woher die tragende Rolle einer seit zwei Jahrtausenden von vielen Christen instinktiv mißachteten Minderheit?

Hier versagt das völkische Theorem von der Übertölpelung. Wir müssen eine andere Erklärung für dieses Phänomen suchen, und wir finden sie unschwer in dem Begriff: Anfühlung, Einfühlung. Seit seiner Befreiung aus dem Ghetto ist der Jude der feinste Anfühler an die Bedürfnisse seines Wirtsvolkes geworden. Sein Anwalt im Wirtschaftlichen war er schon früher, nun wurde er auch sein Berater im Geistigen und Künstlerischen, sein Mentor im Politischen durch Erzeu-

gung der öffentlichen Meinung. Ein heimlicher König fast, mit ganzem Ohr den Pulsschlag der Zeit behorchend, rastlos schweifenden Auges der blicknahen Zukunft zugewandt — dem Aktuellen. Selten Hüter des Alten, Vergangenen, selten getreuer Eckehart, meist Fahnder nach einem Neuen. Darum fast nie konservativ, nicht beruhigend. Stets Vorwärtspeitscher, Aufrührer nach dem Neuen hin. Kurz, ebenso nötig als unbequem. Und unerhört wachttätig.

Aus allen diesen Eigenschaften, die der Arier vollzählig nur ausnahmsweise besitzt, erklärt es sich, daß der Jude zum Führer im Garten der Menschheit dann besondere Eignung zeigt, wenn die Wege sich labyrinthisch zu verschlingen drohen. Denn seine Führerschaft ist in der Geste immer findig. Er ist in der Erfassung des Blicknahen, des Aktuellen, gewissermaßen immer um einen Schöpfungstag voraus. Ein fein Riechender schon dessen, was in der Luft liegt, wenn der Arier erst die vage Ahnung des neuen Geruchs begrübelt.

Aus solcher Überlegenheit ist dem Judentum im Weltkrieg die Fähigkeit zur Ausnützung der jeweiligen Konjunktur erwachsen, aus ihr vermehrt sich seine weltumspannende Macht, und durch sie ist es erklärlich, warum die Massen den Wissenenden zuströmten, als es mit den ratlos gewordenen alten Gewalten zu Ende ging.

Heute ist über ein Jahrzehnt seit dem psychologischen Moment des Zusammenbruchs verstrichen. Die Blüenträume der Revolution sind verwelkt, die leidenschaftliche Wonne an der Zertrümmerung hat dem Willen Platz machen müssen, das

Zerstörte schlecht und recht wieder aufzubauen. Hier hat der Jude als politischer Führer überall dort, wo er als Exponent des radikal Neuen aufgetreten war, versagt. Er hat seine Unfähigkeit zur schöpferischen Durchdringung seiner kritischen Begabung erwiesen. Fast unumschränkter Herrscher aber ist er im Wirtschaftlichen geblieben und — mehr noch geworden. Der Kapitalismus der Welt verneigt sich vor ihm mehr denn je als vor seinem Führer und Herrn.

Aus diesem Blickpunkt setzt der aktuelle Antisemitismus ein, der, ein militantes, ein aktivistisches Gesicht zeigt. Er stützt sich auf das Bibelwort: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Er ruft es in das versinkende Bürgertum, er gellt es in die Masse.

Echo schallt ihm zurück. Am stärksten von dort, wo ein verhungender Intellektualismus erbost die Karriere des plutokratischen Judentums beobachtet: aus der studierenden Jugend des christlichen Mittelstandes. Zögernd und schwach aus der organisierten Arbeiterschaft, die im jüdischen Großkapitalisten ihren Arbeitgeber und Ernährer braucht und in seinem Widerpart, dem proletisch kostümierten jüdischen Politiker, den großen Versprecher schätzt, und gerechterweise, da er für sie manches Angenehme erkämpft hat, auch schätzen muß. Das Bauerntum endlich, von der Kirche her gewöhnt, den Juden zu verdammen, und vom Werktag her, mit ihm Geschäfte zu machen, ist wohlwollender, aber passiver Beobachter des antisemitischen Aktivismus.

Wir hören demnach nur aus verhältnismäßig

kleinem Kreis das „Anathema sit“ bedingungslos; große Teile der Bevölkerung sind wohl mit dem Herzen dabei, lassen aber die Hände davon. Das Hakenkreuz wird sozusagen nur von jenen offen getragen, die am Juden nichts zu verlieren haben. Die zeitliche Bedeutung dieser Erscheinung soll damit keineswegs verkannt werden. Sie schreitet von der Einsicht ihrer Ohnmacht, den Koloß „jüdische Weltherrschaft“ zu zertrümmern, zur terroristischen Detailarbeit vor und zertrümmert Köpfe, von denen sie wähnt, es sei in ihnen des verderblichen jüdischen Geistes Quintessenz. Der Mord an Walter Rathenau, der Mordplan gegen Einstein sind solche Denkmäler der Verirrung im Hassen, die aber nicht dem Judentum als Einheit, sondern der Menschheit Schaden bringen und somit problematisch sind.

Problematisch aber, das heißt, fragwürdig, also unwirksam, wird ein Wollen dann, wenn es seinen Zweck nicht erfüllt, oder wenn die Auswirkung dieses Wollens just das Gegenteil von dem fördert, was angestrebt wurde.

Drei Fragen ergeben sich: Ist der Antisemitismus als Ausfluß völkischen Vernichtungswillens in der Vergangenheit wirksam gewesen? Ist er es in der Gegenwart? Hat er Aussicht, es in der Zukunft zu werden?

Bevor die erste dieser Fragen beantwortet werden kann, muß zunächst der Begriff Antisemitismus kurz und ohne Anspruch auf erschöpfende oder gar wissenschaftliche exakte Prägung skizziert werden.

Rein gefühlsmäßig ist die Abneigung gegen das

Judentum ein psycho-physischer Abwehrinstinkt der arischen Rasse. Uralt, an Menschenaltern gemessen, sehr jung im Vergleich zum Alter der Menschheit. Es ist keine zwei Jahrtausende her, daß er geboren wurde. Er entstand keimhaft an dem Tage, da der Schöpfer des Christentums, der Jude Jesus, auf Betreiben einer kleinen, aber führenden Minorität seines Volkes von den Römern ans Kreuz geschlagen wurde. Er entwickelte sich und wuchs, als die römische Kirche den neuen Gott Christus dem alten Jahve entriß. Mit anderen Worten: als die Kirche machtvoll zu verwischen begann, daß es schließlich ein rassenechter Jude gewesen war, den die Menschheit Erlöser hieß. Es gelang ihr dadurch, daß sie Jesus von seinem Volke loslöste und volkstümliche Wahrheit werden ließ: die Juden haben ihn ans Kreuz geschlagen. Daß es bloß die Priesterkaste Jerusalems war, die den Römern nahe legte, den ihr unbequemen Neuerer zu vernichten, daß sehr viele aus der misera plebs Judeae ihn liebten und ihm Palmen streuten, daß ausschließlich Juden seine ersten Jünger und Anbeter waren, während die Masse des Volkes dem ziemlich alltäglichen Ereignis der Justifizierung eines Verbrechers stumpfsinnig indifferent, höchstens schaugierig, aber gewiß nicht fördernd gegenüberstand — diese Wahrheit wurde nicht populär, wohl aber wurde es die kollektive Feststellung: Der Jude hat den Heiland gemordet.

Mit diesem Kainszeichen zieht das auserwählte Volk in die Diaspora. Die planmäßige Zerstreuung beginnt.

Ein Teil strömt nach Aegypten ab und zerstäubt

in den Mittelmeerländern, ein anderer gerät im Gefolge römischer Kohorten in die Garnisonen und Standplätze des Weltreiches, so insbesondere nach Germanien. Als nach den verworrenen Zeitläuften der Völkerwanderung sich das chaotische Durcheinander der Volksstämme Europas zu neuen staatlichen und völkischen Ordnungen kristallisiert, sehen wir die Judenschaft inmitten der Wirtsvölker schon überall seßhaft geworden und zu kleineren und größeren Gemeinschaften zusammengetan. Denn schon suchen sie einander, kriechen gewissermaßen zusammen, und daß sie es tun, beweist, daß Assimilierung an die Wirtsvölker, ein Aufgehen in ihnen nirgends stattgefunden hat, beweist wohl auch, daß die frisch christianisierten Wirtsvölker schon im Frühmittelalter Absonderungsmaßnahmen getroffen haben. Der gefühlsmäßige Antisemitismus ist am Kirchenglauben emporgewachsen, hat sich an der fatalen Begabung der Juden hochgerankt, sich als wirtschaftliche und merkantile Helfer unentbehrlich, also natürlich auch unbeliebt zu machen. Der Käfig der Ghettos wird ein Verließ, das das Judentum für schier ein Jahrtausend vom Licht der freien Welt aussperrt. Aber noch begnügt sich der Antisemitismus mit dieser Abschnürung. Er beschneidet den Juden zwar bürgerliche und menschliche Rechte, aber er verfolgt sie nicht. Die Schlagworte Ausrottung, Vertilgung, Vernichtung, sind noch nicht gefallen. Die gefühlsmäßige Abneigung gegen die Juden hat sich noch nicht in die spekulative gewandelt. Bis über das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung ist uns nichts von plan-

mäßigen Judenverfolgungen überliefert. Erst das Jahr 1052 schafft hier Wandel. Zur selben Zeit, als zum ersten Mal das Kreuz gepredigt wird, als die große und törichte Ekstase „Gott will es!“ das Abendland durchzittert, flammen auch die ersten Scheiterhaufen, auf denen Juden verbrennen. Zwei deutsche Ritter rufen, während der Adel des Abendlandes zur Fahrt ins heilige Land rüstet, zum Vertilgungskampf gegen den „inneren Feind“ auf. Fort mit der Fettlaus aus unserem Pelz! Schmoren wir ihr Fett! — Der Jude werde verbrannt! Von da ab schallt der Ruf ohne Unterlaß durch die Jahrhunderte, hallt bis in das siebzehnte, ja bis in den Anfang des achtzehnten hinein.

Aber der Jude stirbt nicht. So viele ihrer lodern, es bleiben immer weibliche Schoße da, und Männer, die sie befruchten. Das Fiasko der Judenverfolgungen im Mittelalter müßte, wenn Geschichte je belehren würde, dem modernen Antisemiten zu denken geben. Kein Volk läßt sich ausrotten, immer setzt es vielfachem Tod unendliches Leben entgegen.

Nun denn, dann wenigstens unschädlich machen! In dieser Toilette tritt der neuzeitige, der aufgeklärte Antisemitismus in die Arena. Er hat die Errungenschaft der Menschenrechte wahrzunehmen, die die französische Revolution zum europäischen Gemeingut gemacht hat. Er hat das Toleranzedikt Josef II. zu beachten und den großzügigen Liberalismus des ersten Napoleon. Die Ghettos öffnen sich, das auserwählte Volk entstürzt ihnen, unheimlich lebendig, in die Freiheit. Mit dem individuell immerhin wirksam gewese-

nen taktischen Requisit der Scheiterhaufen muß der moderne Antisemitismus brechen. Er erzwingt dafür Ausnahmsgesetze und Verfügungen. In ganz Europa wird der Jude, der, der Enge der Zwangsansiedelung entwachsen, alsbald lebhaft geschäftlich zu handeln beginnt, als Staatsbürger so eingeeignet und durch Paragraphe geknebelt, daß ihm von allen seinen Körperteilen eigentlich nur der Kopf und allenfalls die Zunge zur freien Verfügung bleiben. Er nützt beide und wächst. Wie ein Baum, den die mörderische Axt immer nur in die Aeste trifft, nie an Wurzeln und Stamm, mächtiger wird, so weitet sich die jüdische Internationale trotz aller beschneidenden Gesetze zu einem riesigen, ihren Nährboden überwuchernden und beschattenden Organismus. Schon werden jüdische Dynastien gegründet, die an Ansehen, Prunkentfaltung und realer, wenn auch anonym geübter Macht viele Fürstenhäuser übertreffen. Die Presse wird ein Sammelbecken jüdischer Geistigkeit, die nährenden Zwingburgen jüdischer Banken winken mit allzeit gastlich geöffneten Toren weit über Land und Meer.

Der gefühlsmäßige Antisemitismus greift sich ans Herz, und stellt resigniert fest, daß da nichts zu machen sei, der spekulative freut sich wenigstens über das eine, daß in den meisten Staaten Offizierskorps, Diplomatie und höhere Verwaltung judenrein geblieben sind.

In diesen Gründerjahrzehnten des neunzehnten Säkulums, da die Götter Mercur und Apoll unverkennbar semitische Züge gewinnen, gesellt sich zum gefühlsmäßigen und spekulativen Antisemi-

tismus, die beide mit ihrer Kunst nicht viel anzufangen wissen, eine dritte Variante: der Judenhaß aus neidvoller Bewunderung. Er zehrt an jenen Ariern, die den unsympathischen Siegern des Lebens gerne nachmachen wollten, wie man's macht, die aber trotz aller fleißigen Kopisterei auf keinen rechten grünen Zweig kommen.

Dieser Antisemitismus, der haßt, weil er kein Glück in nachfühlender Liebe hat, ist der fanatischste. Er träumt davon, die Juden zwangsweise nach Zion zu verbannen, weil er hofft, das sein fleißiges Abschauen jüdischer Mache ihn selbst hochbringen wird, wenn erst die Originalartisten aus dem Tempel sind. Aber auch er vernichtet den Semiten nur forensisch, auf Bierbänken und im Schoße der neidvoll empörten Familien.

Da schallt im Ausklang des neunzehnten Jahrhunderts, und zwar aus Wien, ein originelles Wort: Es muß was g'schehn!

Ein junger Mann, Vorstadtschönheit, Abgott der Vorstadtweiblichkeit kraft eines seidenweichen Vollbartes und suggestiver Augen, dabei ehrgeizig, redegewandt und klug, fragt sich eines erleuchteten Tages: Wie wäre es, wenn ich den gefühlsmäßigen, den spekulativen und den Antisemitismus aus Bewunderung politisch erfaßte und so zu einer Einheit bände? Damit wären die sich in ohnmächtigem Raunen zersplitternden Kräfte im Judenhaß wirksam gebunden. Großes ließe sich viribus unitis vollbringen, und vor allem hätte ich ein verläßlich federndes Sprungbrett, das mich in den Reichsrat und mit Gottes und seiner Stellvertreter Hilfe noch höher hinauf schnellte. Vox popu-

li, vox Dei, — aber ich muß Stimmführer sein. Erst wenn sich das „Nieder mit den Juden!“ mit dem Hoch auf mich harmonisch mengt, wird sich aus dem Antisemitismus praktisch etwas machen lassen. Doktor L u e g e r, Besitzer großkalibriger Eigenschaften zum faszinierenden Volksmann, politisiert den Judenhaß. Er gründet die antisemitische Partei und zentralisiert sie in Wien, das fortab für ein Menschenalter eine feste arische Burg, ein Schalltrichter höchst eindrucksvoller Schlagworte wird. Der Führer und seine Jünger fahren nicht übel dabei. Sie erwerben Mandate und Popularität. Das Volk berauscht sich an holden Versprechungen, deren reizvollste „Schußgeld für Juden“ fordert. Die kommunale Verwaltung wird erschütternd judenrein, fanatische Renegaten, vulgo Judenstämmlinge, bringen es zu beträchtlichem Ansehen und treuer Gefolgschaft in ihr, kleine, bürgerliche Köpfe vertilgen die Judenheit theoretisch so gründlich, daß man meinen könnte, sie würde sich rund um den Stephansturm kaum mehr blicken lassen. Die Partei wächst, greift weit aufs flache Land hinaus. Die Bauern begrüßen jedes ihrer saftigen Schlagworte mit wohlwollendem Grinsen. Soweit ist nun alles in schönster Ordnung. Seltsam ist nur, daß die Juden nicht wesentlich weniger werden. Wohl verschwinden die aufreizenden Gestalten der östlichen Hausierer aus den Straßen Wiens. Die Pariahs ihres Volkes, die kleinen, schmierigen, dürftigen Schnorrer und Bettelsemiten duldet man nicht, aber die jüdische Kaufmannschaft und Industrie, die andersgläubige Finanzwelt fühlt

sich unter dem Szepter des „schönen Karl“ durchaus nicht unbehaglich. Es verschlägt dem jüdischen Kaufmann wenig, daß dem arischen Wähler „Kauft nur bei Christen!“ eingeschärft wird. Weiß er doch, daß diese Konkurrenz für ihn nicht erdrückend ist, da er oft billiger und manchmal auch besser liefert, als der gesinnungstreue Christ. Die jüdischen Großbanken lächeln duldsam zu christlichen Kampfgründungen. Sind ja nur zappelnde Fliegen in ihrem Netz! Es kommt schließlich zu einer höchst lustigen Probe aufs Exempel, würdig eines Aristophanes.

Im antisemitisch erblühenden Wien, das sich reckt und weitet, dem Mieder seiner Vorstädte entquillt und den üppigen Leib mit dem Wald- und Wiesengürtel säumt, in diesem Wien des „Schußgeldes für Juden“ tritt kommunaler Geldbedarf ein, und sein Herr und Gebieter nimmt Anleihen bei keineswegs rein christlichen Banken auf. Non olet — und überdies: das Geld wird günstiger gegeben als jenes der kleinzügigen und gar nicht billigen Gesinnungsgenossen. Die Farce mündet schließlich in die heitere Tatsache, daß die Juden mit dem Antisemitismus Doktor Luegers ebenso zufrieden sind, wie er selbst. Ja, das Vertrauen mancher kapitalkräftiger Semiten in die praktische Harmlosigkeit dieses Antisemitismus geht soweit, daß sie, vor die Alternative gestellt, christlichsozial oder sozialdemokratisch zu wählen, unbedenklich das erstere tun. Fühlen sie sich doch bei ihren gemütlichen schwarzen Todfeinden in besserer Hut, als bei den bösen Roten, die im Konfessionellen zwar ihre Freunde sind,

im Wesentlicheren aber das Herz nicht auf dem rechten Kassenfleck haben, dieweil sie die heiligsten Güter verdammen, was von jenen nicht zu befürchten steht.

Wo ist eine Spur ethischen Gehaltes in solchem Tun, jenes Quentchen heiliger Einfalt, das einen Don Quichotte im Kampf gegen Windmühlen töricht, aber groß erscheinen läßt!

Der Lueger'sche Antisemitismus hat die gefühlsmäßige Abneigung der Massen gegen den Semiten spekulativ genützt, um für einige Führer und viele „Barrièrestöcke“ kurulische Stühle zu ergattern. Mundfertige Ohnmacht war er, unfruchtbar und arm im Geist, reich nur in seiner Ausstrahlung auf die tatkräftigere Unvernunft östlicher Völker. Denn in Galizien und Rußland, wo so viele Juden wohnen, als es diese wirtschaftlich unmündigen Länder verdienen, wurde der mitteleuropäische Antisemitismus der wohlwollende Schrittmacher für das Christenblutmärchen und den Pogrom.

Pogrom — das Wort umgreift Mord und Brand. Es bedeutet: Tötet sie, damit wir ihrer los sind! Laßt in den wolhynischen und podolischen Ebenen das Mittelalter auferstehen!

Während im gesitteten Mitteleuropa nur die Zunge der Demagogen nach dem Juden sticht, wird dort fern von Europa mit Messern, Revolvern und Brandfackeln ganze Arbeit geleistet. Der Jude stirbt, ja in ein paar finsternen Dörfern stirbt er aus. Freudenrausch für den Pöbel. Endlich!

Aber das Blut der Erschlagenen strömt denen aus ihrem Stamm zu Herz und Kopf, die noch le-

ben. Haß rauscht es ihnen zu, Wiedervergeltungsehen. Es umkrustet sie, es macht sie hörnen in lauernder Demut.

Sie brauchen nicht lange zu warten. Als der Weltkrieg den Zarismus hinwegfegt und dem russischen Juden die Menschen- und Bürgerrechte schenkt, da schnellt dieser sofort hoch, als Rächer seines Volkes. Gerade dort, wo er sich unter dem Kaiserreich nicht blicken lassen durfte, setzt er sich fest: in der Armee und politischen Verwaltung. Und schwingt Schwert und Peitsche über dem freigewordenen Volk.

Man wäre angesichts des Bolschewismus versucht, zu sagen: In ihm vergilt der russische Jude seinem Wirtsvolk die Greuel tausendfach, die es an ihm, dem geknechteten aller Untertanen des weißen Zaren einst verübt hat. Blut fordert wieder Blut, eine alte Wahrheit von skurriler Tragik, die aber von der Menschheit nie beachtet wird.

Ein bekannter jüdischer Schriftsteller hat einmal den Satz geformt: Das jüdische Hirn ist das Hirn der Welt. Es denkt zum Guten, wenn man es gewähren läßt. Wehe aber, wenn man es stört oder gar töten will. Dann wird es zum Sprengstoff, der die Welt in Trümmer schlägt.

Ich bin weit davon entfernt, dem Herrn im ersten Teil seiner Behauptung recht zu geben. Im schöpferisch Gestaltenden, wenigstens in seinen höchsten Ausdrucksformen, ist das jüdische Hirn ganz gewiß nicht jenes der Welt. Wohl aber ist der Jude ein steter Anreger des zu Gestaltenden, ein Zweifler, Frager, Problematiker, oft auch ein skeptischer Träumer und Realphantast, oft Teil

von jener Kraft, die das Böse will und das Gute schafft. Weit eher Mephisto, als Gott Schöpfer, und auch darin jenem nahe, daß er sich hütet, mit dem großen Herrn zu brechen und lieber mit einer, unter der Maske der Ironie verborgenen, Bewunderung zu ihm aufblickt.

Was nun aber den zweiten Teil der Behauptung des Schriftstellers anlangt, das jüdische Hirn werde zum Dynamit, wenn man es in seiner Arbeit stört, so scheint das Rußland von heute ihre Richtigkeit zu erweisen. Dieser Anschauungsunterricht sollte sowohl dem Antisemitismus als dem Asemitismus zu denken geben. Denn auch der letztere, der den Juden zwar leben lassen will, aber eine reinliche Trennung von ihm verlangt und fordert, daß ein Semit nicht berufen werden dürfe, ein arisches Volk politisch zu führen, wird erkennen müssen, daß sein Wollen außerhalb der Bierbank nicht realisierbar ist. Ist es doch schlechterdings unmöglich, mit reinen Ariern sein Auslangen zu finden, da gerade die gesinnungstüchtigsten sehr oft gar nicht mehr reine sind, und es Fachgebiete, besonders merkantiler Art gibt, wo der Jude Meister seit je ist und ganz einfach nicht umgangen werden kann.

So schrumpft die Auswirkung des Judenhasses im realen Leben zu einem ziemlich kläglichen Nichts zusammen, das sich theoretisch zwar absurd hoffnungsfreudig gebärdet, praktisch aber problematisch ist und bleibt. Auch im Hakenkreuz vermag ich nichts, als die Vermehrung der im deutschen Volk beliebten Vereinsabzeichen zu erkennen. Ich will gerne einräumen, daß mancher Jude

vor der Wehrhaftigkeit dieser Vereinigungen erschrickt, es wird wohl auch gelingen, in hoc signo dem einen oder anderen Semiten das Leben zu kürzen —: die Judenschaft selbst, der riesige, vieltausendjährige Block wird keinen Schaden nehmen. Der Antisemitismus muß problematisch bleiben kraft der Beharrlichkeit des Objektes, das völkischem Vernichtungswillen die Elastizität seines Lebens entgegenstellt, eines Lebens, das in Feuers- und Wassernot sich salamanderhaft bewährt hat. — Aber noch aus einem anderen und vielleicht triftigeren Grunde dünkt mir der landläufige Antisemitismus praktisch hoffnungslos. Es hat sich im Nachkrieg in weiten arischen Kreisen eine bedenkliche Angleichung an jene häßlichen, aber nützlichen Eigenschaften vollzogen, die den Judenhaß gefühlsmäßig bedingen. Die kalte, schlaue und skrupellose Erwerbsgier, die den Schutt des zertrümmerten Mitteleuropa ausbeutete, hat sich keineswegs auf jene mehr oder minder abenteuerlichen Gestalten aus dem Osten beschränkt, die die „Ethik des Schiebertums“ erfanden. Die Wirtsvölker haben sich zwar über diese „Aasgeier“ entrüstet, aber vielfach auch willig die Praktiken kopiert, die jene übten, um aus Schlamm Gold zu machen. Die seelische Entrüstung über den Zusammenbruch der Geschäftsmoral war wohl stark, und zündend der Aufschrei: Der Ostjude ist schuld! Stärker aber noch blieb der physische Drang, bei der neuen und mühelosen Art des Geschäftes nicht zu kurz zu kommen. Wäre Schiebertum, Valutenspekulation und eine gewisse Art des Bank- und Börsengeschäftes

jüdisches Privileg geblieben, hätten die arischen Massen sich mit reinen Händen zur Abwehr dieser Erscheinungen zusammengetan, so könnte heute vielleicht von einem ersten wirklichen Erfolg des Antisemitismus gesprochen werden.

Es ist wohl müßig, des näheren zu erklären, was wirklich geschah. Nicht wenige Bauern, Arbeiter und Bürger, nicht selten auch Aristokraten, sind willige Hörer der östlichen Lehrer geworden. Sie haben sich der jüdischen Lebensweisheit praktisch assimiliert, und dies umso erfolgreicher, je wütender sie theoretisch auf sie schimpften.

Chamberlain, der unentwegte Preiser germanischer Rassigkeit und erfolgreiche Vermehrer germanischen Dünkels, hat die Juden als das größte Verhängnis der Menschheit bezeichnet. Es gibt Schlagworte, die dem Ohre umso einprägsamer sind, je weniger man über sie nachdenkt. Der rasenbewußte Arier hat eben, wenn er das Wort Verhängnis hört, sofort die erläuternden Hilfs- worte Begaunerung, Beschwindelung, Übertölpelung bereit, die ihm mit dem Begriff Semit ursächlich zusammenhängen. Aber er überhört geflissentlich jene anderen, gleicherweise jüdischen Eigenschaften, durch die geradezu verhindert wird, daß die arische Menschheit zu ihrem Verhängnis verflache und verklängele: Die kritische Geistigkeit des jüdischen Intellektualismus. Der geistige Jude, dieser unentwegte Durchsäuerer des nahrhaften, aber manchmal ein wenig schaal schmeckenden Teiges arischen Geisteslebens, dieser mutige Neinsager und ironische Belächler fragwürdiger Unfehlbarkeiten, ist zwar ein Stö-

renfried jeder Dogmatik, aber dafür auch ein Schrittmacher und zäher Hüter jeglichen Fortschrittes geworden. Die Edelschicht kulturell hochgezüchteter Juden, die zum Patriziat aller großen Städte Europas gehört, hat sich seit je die Pflege und Förderung des künstlerischen Schaffens angelegen sein lassen. Mit einem überaus feinen Gefühl für das wirklich Bedeutende und Bedeutsame in Kunst und Literatur begabt, aber auch mit scharfer Witterung für das Mittelmäßige, von Zeitströmungen Emporgeblasene, Vergängliche begnadet, hat diese jüdische Elite ein Mäzenatentum aus sich entwickelt, das den originellen Begabungen, ohne Unterschied der Konfession die wirksamste Förderung gab und gibt. Aus diesem, von der Sehnsucht nach dem jeweils Besten und Größten durchtränkten jüdischen Intellektualismus sind in Zeiten trübster geistiger Enge Frauen wie Rahel Varnhagen hervorgegangen, aus ihm werden die großen schöpferischen Kritiker geboren, die die Aufsucher des Genius, die Vorbereiter und Verkünder seines Ruhmes sind. Es darf wohl ohne Übertreibung gesagt werden, daß der überwiegende Teil der „arrivierten“ großen Begabungen unserer Zeit die Prägung ihres Wertes, ihre Etikettierung gleichsam, vornehmlich ihren jüdischen Biographen und Beurteilern verdankt. „Juden sind Karyatiden jedes großen Ruhmes“ hat Jakob Wassermann einmal ausgesprochen. Wenn rassenbewußtes Ariertum ergänzen möchte „jedes jüdischen Ruhms“, so ist dies falsch, wie leicht bewiesen werden kann. Die Arier Ibsen und Nietzsche, Fontane, Liliencron, Thomas

Mann, Gerhart Hauptmann, um nur einige zu nennen, wären ohne die jüdischen Schleppträger ihrer Bedeutung heute gar nicht mehr zu denken und zu deuten oder zumindest anders zu deuten. Wenn ihnen überhaupt Würdigung in verdientem Maße geworden wäre. Denn es ist die Frage, ob arische Posaunen, selbst bei bestem Bläserwillen, den vollen, den bezaubernden Ton hätten ergeben können, der diese Namen aus der Werkstatt in die Welt trug. Und gleichwie das bedeutende Einzelwesen in seinem Wollen und Wirken durch jüdischen Einfluß gespornt, gestachelt und gefördert wird, so ergeht es auch dem Gesamtkomplex des geistigen und künstlerischen Schaffens eines Kulturvolkes. In seinen Konzentrationspunkten, den großen Städten, ist der Jude der stärkste Konsument der nicht eßbaren Genüsse. Er füllt die Theater, Konzerte und Vortragssäle, er schafft den Buchhändlern Absatz, er hat steten und vielseitigen Bildungshunger und bezahlt gern und freudig für seine Stillung. Der Einwurf, daß dies kein Kunststück sei, da der Jude bekanntlich meist Geld habe, scheint mir wenig stichhältig. Denn es gibt auch eine große und wohlgenährte Schichte christlicher Verdienner, für die der katalische Quell höchstens beim Heurigen fließt, und ein Backhuhn mit Gurkensalat den Gipfel des ästhetisch Erstrebenswerten bedeutet. Für diese animalischen Genießer ist der geistig Ringende und der künstlerisch Schaffende Hekuba. Der intellektuell interessierte Mittelstand, dem der geistige Arbeiter, der Künstler, meist angehört, kann in seiner materiellen Bedrängnis diesen nur sehr

unvollkommen fördern, der Adel übt vielfach vornehme Zurückhaltung. Nichts ist also natürlicher, als daß die Gaststätten kulturellen Lebens mehr semitische als arische Züge zeigen. Aus diesen Gründen auch hat das Kulturbild Wiens, wie es aus den Brennsiegeln seiner schöpferischen Produktion zurückstrahlt, ein jüdisches Gesicht mit arischem Einschlag. Nicht umgekehrt, wie es der Zahl seiner Bevölkerung nach sein müßte. Es mag dies ein Verhängnis bedeuten, aber wie die Dinge nun einmal liegen, würde ich ein weit größeres darin erblicken müssen, wenn sich rassenbewußte Enge, klassenbewußte Eigenbrödlerei und satte Indolenz die Hände zu einem Kulturbund mit Ausschluß der Juden reichen würden. Denn dann versänke meines Erachtens nach die Gemarkung rund um den Stephansturm in einen Zustand schwammigen Sichselbstgenügens und satten Behagens, der dem Funkenflug des Geistes just nicht förderlich wäre. Der Jude schafft die Reibflächen. Er ist Stahl und Stein.

Dies mag manchem vielleicht trostlos scheinen. Die Wechselwirkung zwischen dem Ariertum, das in seiner Traumseele den Juden haßt, im wachen Kampfleben aber häufig semitische Mentalität erwirbt, um zu besitzen oder auch, um jüdischer Überlegenheit nicht wehrlos ausgeliefert zu sein, das Geklapper von leeren Worthülsen auf politischen Rednertribünen, erzeugt nur Lärm, aber keine Tat, die den Juden vernichtet, indem sie ihn überwindet. Der Schlüssel zu seiner Überwindung aber liegt nicht in der kannibalistischen Taktik der Pogroms, nicht in der terroristi-

schen Aktion, auch nicht in der naiven Hoffnung auf Zion, sondern in der möglichsten Angleichung der Wirtsvölker an die lebensstüchtigen jüdischen Eigenschaften.

In dem Augenblick, da der Jude gewissermaßen überjudet wird, hört er auf, zu sein. An dem Tage, da er seelisch sich zum Halbarier entwickelt, sei es durch das Verlangen, den Juden in sich zu überwinden, sei es durch arische Blutbeimengung, geht er dem Judentum verloren. Wirksam unterstützt wird diese Assimilierungsgier durch die merkwürdige Tatsache, daß unzählige Israeliten, nachdem sie sich durch die Tüchtigkeit ihrer Rasse emporgearbeitet haben, zur Krönung ihres gesellschaftlichen Aufstieges aus ihrer Haut fahren wollen: Sie scheuen weder Mühe noch Kosten, um die letzte Ghettospur durch die Taufe oder die Einheirat in möglichst edelgeborene christliche Häuser zu verwischen. Diese jüdischen Snobs sind die einzigen erfolgreichen Antisemiten, denn sie geben sich bewußt auf, sie löschen sich aus. Sie wollen Phönixe werden, die ihrer Asche in der neuen prächtigen Gewandung arischer Edelleute entsteigen. Je mehr ihrer diese Metamorphose anstreben oder vollziehen, desto empfindlicher wird der jüdische Stamm getroffen. Immer sind es die üppigsten Äste, die ihm solcherart verloren gehen.

In den großen Demokratien des Westens fügt sich der Jude seit langem inter pares ein. Keineswegs als primus, sondern als einfacher Mitläufer und Wettläufer um die Palme des Geschäftes. Ungehaßt und infolge seiner Vorliebe, Geld zu ma-

chen, weder gefürchtet, noch mißachtet, ist zum Beispiel der Jude in England.

In den Vereinigten Staaten versuchte vor einigen Jahren der arische Multimilliardär und Autofabrikant Ford in dicken Büchern zu beweisen, daß der gefühlsmäßige Antisemitismus auch in Amerika an Boden gewonnen habe. Er trat für den gesellschaftlichen Boykott der Juden, für ihre „Vernegerung“ ein. Er hat sich seither bekanntlich eines anderen besonnen und seine „Verirrung“ öffentlich einbekannt.

Statt eines Resumés sei die Hoffnung ausgesprochen, daß ein späteres Geschlecht die Tatsache, die Welt werde jüdisch-arischer mit jedem Tag, weder grimmig verfluchen, noch elegisch bejammern, sondern ihr jenen tieferen Sinn impu-
tieren wird, den Goethe in die Worte gefaßt hat:
„ . . . des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschaffen,

Er liebt sich bald die unbedingte Ruh,
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu . . .“

Und vielleicht wird dann die Variante eines anderen Goethewortes über dem ehrwürdig verstaubten, historisch gewordenen Rüstzeug des aktivistischen Antisemitismus hängen, den Maschinenpistolen, Handgranaten, Gummi- und Bleiknütteln:

„Wer war's, der den Juden am schärfsten kritisiert
hat?

Ein Dilettant, der sich resigniert hat.“

WERKE

VON RUDOLF JEREMIAS KREUTZ

„DIE GROSSE PHRASE“, Roman. Max Rascher A.-G., Zürich

Dänische Ausgabe: Gyldendal, Kopenhagen

Schwedische Ausgabe: Svenska Andelsförlag, Stockholm

Englische Ausgabe: Hodder & Stoughton, London—Toronto

Deutsche Volksausgabe in zwei Bänden, 1929.

Max Rascher A.-G., Zürich

„Hochschulblatt“, Kopenhagen: „Das ist Kriegsmalerei, ausgeführt mit klassischer Breite, menschlicher Einfachheit und einer Gesinnung, die jedem einzelnen Wort eine milde und gedämpfte Wärme verleiht. Der Verfasser hat sein Ziel erreicht: ein menschliches Dokument von allergrößtem Wert zu schaffen.“

„DIE EINSAME FLAMME“, Roman. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Dänische Ausgabe: Gyldendal, Kopenhagen

Schwedische Ausgabe: Svenska Andelsförlag, Stockholm

Felix Salten in der „Neuen Freien Presse“, Wien: Entscheidend bleibt, daß der vormalige österreichische Offizier aus der Tragödie des Krieges, aus dem geist- und seelenmordenden Sumpf der Gefangenschaft, aus dem Chaos des Zusammenbruches sein Menschentum wie seine Künstlerschaft stärker, reiner und reifer sich erhalten konnte.“

„DER VEREITELTE WELTUNTERGANG“, Satiren und Skizzen. Strache, Wien

„Neues Wiener Journal“: In diesen kleinen Stücken steckt eine kühne, zugreiferische Kraft, Wesenhaftestes der Zeit skurril zu verschnörkeln, den Ernst einer ethischen Grundanschauung mit witziger Schärfe auf ein Epigramm zu bringen.“

„MENSCHEN IM SCHUTT“, Novellen. Ph. Reclam jun., Leipzig

„Roland“, Berlin: „Jede ein psychologisches Kabinettstück.“

„EVAS RUTSCHBAHN“, Böse Geschichten. Dr. Eysler & Co.,
Berlin

„Berliner Tageblatt“: „Erotische Reizware, mit Schmiß
und Schliff hingesezt, satirisch überpulvert. Dazu treffende
Bilder aus dem österreichischen Nachkriegsgewurstel, blitz-
haft gekurbelt.“

„AUSSENSEITER DES LEBENS“, Novellen. Steyrmühl, Wien

„Die Literatur“: „In aner kennenswerter Großzügigkeit hält
sich Kreuz unkünstlerischer Tendenz fern. Ungemein wahr
kennzeichnet er unsere Tage.“

„DIE PASSION DES GRAFEN KLINGENPERG“, Novelle.
Ph. Reclam jun., Leipzig

„Neues Wiener Abendblatt“: „Einmal eine wirkliche
Novelle, frisch, lebensvoll, in echt österreichischem Humor
schillernd.“

„DER NEUE MENSCH“, Essays. Anzengruber-Verlag, Wien.

„Soziale Arbeit“ Wien: „Dem unbefriedigenden Welt-
geschehen stellt Kreuz nicht die große wirtschaftliche und
soziale, sondern die geistige Revolution entgegen.“

„HALBBLUT“, Komödie in fünf Bildern } Oesterheld & Co.,
„GRÖSSE“, Ein tragischer Zyklus } Berlin

„BENNO DER SIEGER“, Lustspiel in drei Akten.
G. Marton, Wien

„EIN PERFEKTER EDELMANN“, Lustspiel in drei Akten.
M. Pfeffer, Wien

„ALTER SCHÜTZT . . .“, Komödie in fünf Bildern.
O. Eirich, Wien

„Neue Freie Presse“: Geist, Laune, Beobachtung . . .
sie sind in der Tat dem Komödiendichter Kreuz wie dem
Romanschriststeller und Novellisten zu eigen.“

